



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o 17.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman

von

Gans Bachenhufen.

XX.

Am Mittage saß Eschenburg in der sorgfältigsten Promenadetoilette eines ältern Herrn, ganz Aristokrat, in degagierter Haltung, den glänzenden Cylinderröcken zwischen den mit halbdunklen Handschuhen bekleideten Fingern, seinem Freund und Reisegefährten Wolf gegenüber.

Der Letztere schien ein wenig unruhig. Die neue Wohnung, die unabwiesbare Nothwendigkeit, sich häuslich einzurichten, die zahlreichen weiblichen Garderobestücke, die unterzubringen waren, die Anschaffung aller für eine Häuslichkeit nothwendigen Bedürfnisse und einer ausreichenden Dienerschaft, Alles machte ihm den Kopf warm. Und inmitten all des Wirrwarrs hatte Lucy den Drang gefühlt, ihre Schwester aufzusuchen.

Mit den Händen in den Taschen war er brummend durch alle Zimmer geschritten und Eschenburg's Erscheinen war ihm deshalb eine willkommene Unterbrechung.

„Was für einen Ballast man als Ehemann mit sich schleppt!“ rief er, auf die Unordnung in den Zimmern blickend, die der neue Diener eben zu beseitigen im Begriff. „Das Alles ist unterwegs zu einem ganzen Berg angeschwollen, denn meine Frau kommt's ja nicht unterlassen, hier Diefes und dort Jenes zu kaufen, was ihr für unsere häusliche Einrichtung gefiel.“

„Man erkennt daran die sorgsame Hausfrau,“ lächelte Eschenburg verbindlich. „Ein alter Junggeselle oder meinethwegen Wittwer — denn auch ich erlebte einmal eine kurze, unglückliche Epoche — sieht das immer mit neidischen Augen an und empfindet bei dem sinnigen Walten einer zarten Frauenhand so recht, was ihm fehlt.“

„Neidische Augen!“ murmelte Wolf halblaut. „Es soll Keiner ein Ehemann werden, der nicht das Zeug dafür hat. Da fährt meine Frau zu ihrer Schwester und läßt mich in dem Wirrwarr sitzen!“

„Oho! Sie empören sich schon gegen die Rosetten, in die man Sie eingefangen? Nichts erklärlicher, als daß die gnädige Frau ihre nächste Angehörige sucht! Man erzählte mir schon von der Anmuth und Liebenswürdigkeit dieser Schwester. Sie soll eine Krone der hiesigen Gesellschaft sein, und Sie werden ein reizendes Haus hier machen; Alles wird sich drängen...“

„Nur nicht zu mir! Ich danke für die Unruhe!“

„Ja, verehrter Freund, das ist von der Ehe untrennlich! Sie werden Ihre junge Frau nicht in diese vier Wände einsperren können... Apropos, ich komme da in einer mir etwas peinlichen Angelegenheit; sie betrifft meine unglückliche Nichte, Frau von Kerstowan.“

Wolf, phlegmatisch zurückgelehnt, horchte auf.

„Ein wirklich trauriges Schicksal, das sie betroffen! Ich deutete Ihnen schon unterwegs an, daß ich bei der Ordnung ihrer Vermögenslage ein nicht ganz günstiges Resultat befürchtete.“

„Nun?“

„Das hat sich nach den letzten Mittheilungen meines Bevollmächtigten leider bestätigt. Will sie



Die wetteifernden Großväter. Gemälde von J. R. Reid. (S. 199.)

die Ehre und den Namen ihres seligen Gemahls retten, so bleibt ihr kaum noch zu leben, und ich muß für ein Unterkommen sorgen, so wehe mir der Gedanke auch thut. . . Da dachte ich denn,“ hob er nach kurzer Pause mit schwerer Brust wieder an, „es könne für die unglückliche junge Wittwe kein milderes Joch geben, wenn es doch eins sein muß, als bei einem so gütigen Herzen wie dem der Baronin von Hangenstein, wenn diese sich mit einer Gesellschaftsdame beschäftigen wollte! Sie begreifen, wie schwer es mir wird, diese Bitte zu stellen, aber die Sorge, die ich einmal übernommen. . .“

„O Herr von Eschenburg,“ rief Wolf mit Theilnahme, „ich bin zwar überzeugt, daß dieser Wunsch meine Frau in Verlegenheit setzen wird, denn Frau von Kerstowan ist ja ihre Freundin, daß es ihr aber eine Freude sein wird, sie an sich zu fesseln. . . natürlich nur als Freundin. . .“

„Aber Sie, lieber Hangenstein!“ Eschenburg machte nach einem dankbaren Nicken ein lächelnd zweifelndes Gesicht. „Ich kenne Sie doch! Zwei junge Frauen, werden sie Ihnen nicht eine doppelte Unruhe bereiten?“

Wolf rühte verlegen auf seinem Sessel.

„Sie haben schon Recht; aber Sie bitten darum. . . Und wenn Lucy davon hört, sie wird sofort bereit sein; was bliebe mir dann dagegen zu sagen! Ich leugne nicht, Frau von Kerstowan hat viel Gewissenhaftes; sie kennt die Welt offenbar mehr als Lucy, und was mich betrifft, wenn diese eine ihr zuzugende Gefährtin hat, würde ich weniger. . . wie soll ich mich ausdrücken. . . beansprucht sein.“

„Sehr wahr!“ Eschenburg freute sich in seinen Bart hinein über dieß Entgegenkommen; es ging Alles nach Wunsch.

Das Erscheinen Lucy's mit ihrer Schwester kam ihm ebenso gelegen. Mit der äußersten Galanterie schritt er auf sie zu und führte ihre Hand an seinen Mund, während Wolf seiner Schwägerin mit großen Augen entgegenblickte.

„Mein Mann, liebe Ernesta, und hier ein Freund und Reisegefährte von uns, Herr von Eschenburg!“

Wolf nahm Ernesta's ihm so herzlich gebotene kleine Hand. Die lebhafteste junge Frau schaute mit einem Gemisch von Staunen und Vertraulichkeit zu ihm auf, dann blickte sie lächelnd die Schwester an, als wolle sie sagen: „Wie Du nur den Muth haben konntest, diesen Hercules zu heirathen!“ Sie nahm einen Sessel, lud Wolf ein, mit ihr zu plaudern, und er folgte gutmüthig ihrem Wunsch.

„Wir wollen recht gute Freunde sein!“ rief sie, ihn mit ihren großen Augen anblickend. „Lucy hat mir Alles erzählt, wie sich das so seltsam geschied; ich kann mir wohl vorstellen, lieber Schwager Wolf, welche Sensation Du mit Deiner Riesengestalt in unserer Sierra erregt! Wie Zwerge mußten die Männer dort gegen Dich erscheinen, und daß gerade meine gute Lucy den Sieg über unsere andalusischen Schwestern davon tragen mußte! Ja, sie hat schon frühzeitig, als ich noch daheim war, viel Unglück in den Herzen der Männer angerichtet, und gib wohl Acht, lieber Schwager, das wird auch hier nicht ausbleiben; zum Glück hat sie von der seligen Mutter mehr deutsches Blut geerbt als ich, und das hat wohl sicher auch bei ihrer endlichen Wahl den Ausschlag gegeben. . . Nicht wahr, wir dürfen doch darauf rechnen, Lucy, auch Beide heute Abend bei uns zu sehen? Ihr werdet nur einen kleineren, vertraulichen Cirkel finden, und wenn Herr von. . .“ Sie hatte den Namen vergessen. . .

„Eschenburg!“ ergänzte dieser.

„Wenn Sie uns auch das Vergnügen schenken wollen, sind Sie uns willkommen.“ Sie erhob sich quacksilberig, während Eschenburg dankend annahm. „Jetzt muß ich Dir aber meine Lucy noch auf ein halbes Stündchen fortzuschleppen, lieber Wolf; sie hat noch dringende Einkäufe zu machen, denn es fehlt ihr ja noch Alles in der Wirtschaft. Aber das verstehen nur wir Frauen. . . Adieu, ich liefere sie gewissenhaft wieder hier ab!“

Vertraulich reichte sie Wolf das Händchen und zog Lucy gegen deren Willen mit sich fort.

„Eine reizende Frau, und welch' ein Temperament!“ lachte Eschenburg. „Wie verschieden die beiden Schwestern! . . . Aber ich vergesse, daß ich selbst noch zu thun habe! Wir sehen uns also heute Abend und inzwischen darf ich wohl darauf rechnen, daß Sie Ihrer Frau Gemahlin von meinem armen Schützling erzählen, der recht betrübt und einsam in seinem Hotelzimmer sitzt.“

„Wir können uns draußen trennen, lieber Eschenburg! Ich will auch hinaus! Mir wird's hier zu eng in all' dem häuslichen Durcheinander!“

Auch Wolf nahm seinen Hut und begleitete zerstreut den Gast hinaus, der Alles über seine Erwartung gelungen und sich mitten hinein in die Familie gezogen sah. An der nächsten Ecke warf er sich in eine Droschke.

„Sie ist untergebracht!“ Er rief sich vergnügt die Hände. „Jetzt gilt's, auch den Andern an seinen richtigen Platz zu stellen!“ Er blickte nach seiner Uhr. „Ihm wird die Zeit lang geworden sein; aber Geduld muß eben seine Uebung werden!“

XXI.

Wochen waren verstrichen und der Frühling schwelte die Knospen in den Gärten der Villen; die Promenade des Thiergartens füllte sich mit neuen Toiletten, und mit bunten Ombrellen beschattete Equipagen rollten auf den Fahrwegen daher.

Unter den letzteren sah und bewunderte man einen leichten,

zierlichen Landauer, der sich täglich zur bestimmten Stunde auf der Promenade einfand. Zwei jugendliche Frauengeister landeten aus demselben ihre Grüße: Ernesta, die immer Heitere, und Lucy, deren Augen lächelten, wenn auch ihre Gesichtsfarbe an Frische verloren.

Pablo, der Gatte der Ersteren, pflegte den Wagen auf seinem andalusischen Kalben zu begleiten, dann sich anderen Equipagen anzuschließen und mit den Damen derselben zu plaudern; auch Wolf's imponirende Gestalt sah man auf einem hohen Koffersperr zwischen den Wagen; auch er ritt zuweilen an den der beiden Damen heran, tauschte mit ihnen einige Worte und verlor sich dann in dem so beweglichen Diorama.

Auch noch ein Anderer verfehlte nicht, den beiden jungen Frauen die Honneurs zu machen — Eschenburg, ein weniger eleganter als sicherer Reiter, der gewöhnlich mit einigen älteren Sportsmen erschien und sich bemüht zeigte, mit den Kavaliern vom Tatterfall Grüße zu wechseln.

Eschenburg hatte sich nämlich unter diesen schnell zu einer Autorität gemacht. Er hatte bei einem Herrencouper gewettet, es werde ihm gelingen, was als große Schwierigkeit bekannt war und nur durch ganz besondere Protektion gelingen konnte; er wollte zwei arabische Stuten aus Algerien kommen lassen, von denen wenigstens die eine sogar den Stempel des berühmten kaiserlichen Gestüts von Blidah in der Provinz Oran trage. Zu Aller Erstaunen gewann er diese Wette und verkaufte die beiden Pferde an ein fürstliches Gestüt für enorme Preise.

Was einzelne Kavaliere als Renommisterei betrachteten, gab Eschenburg jedoch den Schein, als habe er hohe und einflußreiche Verbindungen, und da er als Millionär bekannt war, schwoll auch nach dieser Richtung sein Ansehen, das er durch Veranstaltung einiger glänzenden Diners noch zu illustriren verstand. Er zeigte sich bei diesen als waghalsigen Spieler, als den man ihn schon früher hier gekannt, aber auch als glücklichen Spieler, denn man erzählte sich noch tagelang, wie er nach einem opulenten, von ihm gegebenen Souper gegen Morgen durch einige verzweifelte Coups mehreren Kavaliern ganz bedeutende Summen abgewonnen.

Allerdings fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die ihm gern etwas anhaben wollten. Er sei ein Cagliostro, ein gewandter Abenteurer, dem es gelungen, schon seit zwanzig oder dreißig Jahren die Welt zu täuschen, der sich irgendwo und irgendwie die Mittel erschwandle und dann erischeine, um die Welt zu täuschen, zu blenden, dann wieder jahrelang verschwinde, um von Neuem aufzutreten und der Welt Sand in die Augen zu streuen.

Aber das waren die Stimmen der Reider; Eschenburg's abgeklärtes gesellschaftliches Benehmen, sein unleugbarer Reichtum und sein Bedürfnis, ihn in der galantesten Weise auszugeben, machten ihm immer neue Freunde. Er war der liebenswürdigste Causeur, an dessen Munde selbst die weibliche Jugend hing, wenn er in den Salons und Boudoirs von seinen Reisen und Erlebnissen erzählte; die jungen Frauen verwöhnten ihn trotz seines stark mit Grau gemischten Bartes, und die älteren Damen sahen in ihm das Muster eines weltbewanderten Kavaliere der guten alten Schule, denn er erzählte wie Pücker-Muskau, plauderte mit den Damen selbst von der Küche wie ein Brillat-Savarin, und wenn er in guter Laune war und von seinen Orientfahrten sprach, gelang ihm der Ton eines Hafirs, eines Propheten; er war unerjchöpflich in den Suren des Korans und in Sprüchen orientalischer Weisheit, denen dann ein ganzer Kreis mit lautloser Aufmerksamkeit horchte.

Wer ihn oft heimlich, unbemerkt unter den Spaziergängern beobachtete, das war John van der Recken, der zwar ein sorgloses Leben führte, immer Geld hatte, aber sich langweilte und noch immer nicht wußte, was er sollte.

Hinter den Bäumen versteckt, den Hut über die Stirne gedrückt, folgte er auf der Promenade dem Gewühl der Wagen und Reiter, hier und dort ein Gesicht erspähend, das seine Aufmerksamkeit, sein Interesse erregte, namentlich aber Eschenburg verfolgend, wie er den grand seigneur spielte und vom Sattel aus mit Diesem einen Gruß, mit Jenem einen Händedruck wechselte.

„Vornehme Konnexionen hat er!“ murmelte er mit unwillkürlichem Respekt vor sich hin. „Wenn die aristokratische alte Dame da wüßte, mit welchem raffinierten Schurken sie sich eben so vertraulich unterhält! Da sage mir Einer, daß die ganze Welt nicht eine Maskeade sei! . . . Und da kommt auch unsere schöne Reisegefährtin, Donna Lucy, und neben ihr das hübsche, teck Gesicht. . . Es ist ihre Schwester, die sie suchte. So viel bin ich hier auch schon bekannt, obgleich Eschenburg mich zur größten Zurückgezogenheit verdammt hat!“

So wandte er sich eines Mittags auf der Promenade plötzlich zurück, als der Letztere aus der Bahn lenkte, um einen ältern Herrn unter den Spaziergängern zu grüßen, und stieß auf ein Frauengeicht, das halb verschleiert gleich ihm vor der unerwarteten Wendung des Reiters scheu zurückwich.

Beide standen einander unmittelbar gegenüber. Die Dame wollte sich fortwenden, hielt aber erschrocken inne und war in dem Gedränge hinter ihr nicht im Stande, sich fortzubewegen.

„Sie!“ rief John in höchster Ueberraschung, aber mit dem Ausdruck der Freude, die Hand nach ihrem Arm ausstreckend, als wolle er sie festhalten. „Nein, ich kann mich nicht irren! Sie sind es!“

Valeska, in unscheinbarster, bescheidenster Toilette, pflegte seit sie in Wolf's Hause, täglich allein und die belebtesten Straßen meidend einen Spaziergang zu machen, wenn Lucy ausgefahren. Sie selbst vor Begegnungen durch den Schleier schützend, wie ihr Eschenburg auf's Strengste geboten, hatte sie sich sicher geglaubt in dem Gedränge unwar betroffen zusammenzufahren, als der Zufall sie gerade diesem Mann gegenüberstellte.

Schweigend drängte sie sich rückwärts durch die Spaziergänger, vielleicht in der Hoffnung, in der Menge verschwinden zu können, John aber mit seiner Leibesgröße überblickte Alle und stand auf der andern Seite der Promenade zu ihrem Erschrecken wieder neben ihr.

„Haben Sie denn Ursache gegeben, mich zu fliehen?“ fragte er vorwurfsvoll. „Sie entkommen mir nicht.“

Valeska hatte eben in steigender Unruhe einen durch die Wiesenplätze führenden Steig eingeschlagen; mit abgewendetem Antlitz mußte sie dulden, daß er sich an ihrer Seite hielt.

„Ich darf Ihnen gestehen,“ fuhr John zudringlich fort, „daß ich Sie sogar schon gesucht; ich will nicht gerade sagen: Sie, eine alte Bekannte, aber doch die verschleierte junge Dame, die ich an der Seite eines mir unbekannten älteren Herrn vor einiger Zeit an ein Magazin fahren sah, um dort Einkäufe zu machen. Ich suchte vergebens das reizende Hütchen, das ich heute wiedererkannte, und muß zu meiner freudigen Ueberraschung ein mir so liebes Gesichtchen unter demselben wieder finden. . . Bei Gott, ich habe heute zum ersten Mal wieder Glück und will es mir nicht so entgehen lassen. . . Aber Sie antworten mir nicht! Sie sind mir doch nicht etwa böse? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. . .“

„Herr van der Recken, ich bitte Sie dringend, verstehen zu wollen, daß ich meinerseits dieses Begegnen keineswegs als ein mir willkommenes betrachte. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mich meinen Weg allein fortsetzen lassen!“

Valeska wandte ihm den Rücken und schlug einen Querspfad ein. John hielt sich unerschrocken neben ihr.

„Dieser Befehl läßt allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig,“ sagte er bitter lächelnd; „aber er läßt mich doch vermuthen, daß ich bei Ihnen in einem undientlichen Andenken geblieben bin. Es hört uns Niemand hier, Sie sind also verpflichtet, meine Rechtfertigung anzunehmen.“

„Ich wünsche sie nicht und wiederhole meine Bitte!“ Valeska wandte sich in höchster Aufregung zu ihm; ihr Lippen sprachen die Worte zitternd, ihr Antlitz war fahl.

John's scharfes Auge blickte unerschrocken durch den Schleier.

„Sie sind schöner geworden!“ sagte er galant.

„Und Sie sind impertinent!“

„Ich kann das nicht finden; ich spreche die Wahrheit! Aber Sie haben Recht, diese Parenthese gehörte nicht hierher, sie enthielte auch nur meinem Herzen, mein Kopf weiß nichts davon. Ich rede jetzt also mit dem Letztern. Seien Sie vernünftig, denn eine Ahnung sagt mir, daß wir nicht so zwecklos hier wieder zusammengetroffen und einander vielleicht noch nützlich sein können. Das Schicksal ist darin merkwürdig, daß es in Allem, selbst im Kleinsten, nach sicherer Berechnung handelt.“

In Valeska mochte diese Andeutung einen Stimmungswechsel bewirken; sie sah ein, daß sie diesen Menschen nicht so leicht abschütteln könne. Langsam, mit gezierter Stimme schritt sie weiter. Sie schien ihn wenigstens anhören zu wollen.

„Sie thaten mir Unrecht,“ fuhr John eifrig fort, „wenn Sie mich drüben für einen Lumpen hielten, wie Sie mich's fühlen ließen; ich bin von achtbarer Familie.“

„Um so trauriger!“ Valeska sprach das halblaut vor sich hin.

„Ich zeigte Ihnen deutlich genug, daß ich Ihnen zu richtig zugestimmt war. Man hatte mich aber bei Ihnen in ein falsches Licht gestellt.“

„Ich weiß davon nichts.“

„Doch! Ich weiß es! Allerdings gestehe ich, daß ich damals in einer schlechten Gesellschaft war; aber Sie waren es auch.“

„Ahnungslos, ja! In der Ihrigen und der Ihrer. . . Freunde!“

„Wenn ich mich nicht besser machen will, als ich bin, so brauchen Sie es auch nicht zu thun. Es war in New-York so schwer, als ganz ehrlicher Mann zu existiren, aber seit ich Sie kannte, suchte ich es zu sein. In dem Boarding-house, in dem ja auch Sie wohnten, gab es keinen einzigen unbescholtenen Menschen, obgleich sie natürlich Alle als das Gegentheil erscheinen wollten. Mir war es damals lange recht schlecht ergangen; was soll der Mensch anfangen, wenn ihm der Hunger in den Eingeweiden wühlt! Der Magen kann jeden Menschen schlecht machen, wenn sein Herz noch so gut ist.“

John sprach mit einem sentimental Anklang immer wieder von seinem Herzen. Valeska warf darüber spöttisch die Lippe auf. Sie schien zu wissen, was sie davon zu halten habe.

„Wir wußten oder vermutheten, daß der Mann, mit dem Sie von Europa gekommen, nicht Ihr wirklicher Mann war. . . der Herr Alban!“

„Ich habe Niemanden darüber Rede gestanden. Ich war in der Heimat sehr unglücklich gewesen, man kann

meinen wohlhabenden, aber schwachen Vater, als man ihn einmüht, zum falschen Spiel verleitet; seine Freunde erwarteten ihn, um sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Einer derselben zeigte mir den Weg, meinen Vater zu retten, und ich ging ahnungslos in die Falle. In meiner Unschuld hat ich einen der Schuldigen, der die Rolle des Ministers spielte, fufßfällig um Gnade für den Vater und kehrte ehrlos in unsere Wohnung zurück. Mein armer Vater war inzwischen in's Gefängniß abgeführt. Meine Mutter stürzte sich in den Fluß, als ich mir verzweifelt das Haar ausrüß, und ich . . . ich folgte nach einer Reihe bitterer Erfahrungen blind einem Manne, der mich zu lieben vorgab, nach Amerika, wo ich sein Weib werden sollte. Ich trennte mich von ihm, als er sein Wort nicht hielt, auch weder sich noch mich ernähren konnte, und zog in jenes Boardinghouse, um ein Untertommen als Gouvernante zu suchen. Er belästigte mich auch dort noch, bis es mir gelang, eine Stellung bei einem reichen Mann zu finden . . .

„Der wenige Wochen später des Nachts in seiner Wohnung überfallen und beraubt wurde,“ fiel John etwas spöttisch ein. „Sie, so hieß es in den Zeitungen, hätten die Räuber überrascht; man fand Sie, die Sie ganz allein mit dem alten Herrn im Vorderhause wohnten, am Morgen geknebelt und mißhandelt, aber doch so, daß Sie nicht allzu großen Schaden davon genommen. Auf Alban, Ihren Pseudonym, fiel der Verdacht — denn er sollte Sie gegen Ihren Willen mehrmals in dem Hause besucht haben, um die Lokalität auszukundschaften — auf ihn und einen seiner Freunde, aber sie waren nicht zu finden. Wir unferertheils — das heißt nicht ich — hatten einen andern Verdacht; man behauptete, Sie hätten den Räubern ein Hinterfenster geöffnet und seien nur zum Schein geknebelt worden. Der alte Herr starb vor Schreck am Morgen, als er erwachte, Sie halb erstickt am Boden liegen sah und fand, daß man ihm ein Paket mit hunderttausend Dollars in Greenbacks aus seinem Kiste gestohlen. Ihre Aussagen vor Gericht waren als glaubwürdig befunden worden; wir sahen und hörten nichts mehr von Ihnen. Die Menschen glauben und reden natürlich von ihrem Nachsten immer nur das Schlechteste.“ setzte John entschuldigend hinzu.

„Von Ihrer Gesellschaft konnte ich nichts Anderes erwarten!“ Valeria's Augen richteten sich auf ihn mit einem Blick der Verachtung. „Und wenn ich Sie selbst nun trotz des geschwätzten Gesichtes an Ihrer Gestalt als einen der Räuber erkannt hätte?“ fragte sie entrüstet.

„O, o!“ rief John laut lachend und ernst er setzte er hinzu: „Nun, in dem Falle konnten Sie annehmen, daß ich einigermaßen unterrichtet war! . . . Uebrigens soll man bei dem alten Herrn nur die lumpige Summe von fünf-tausend Dollars gefunden haben . . . Ich erinnere mich — er fiel in einen scherzenden Ton — „jener Nacht übrigens mit großem Interesse; sie war eine der schönsten meines freudlosen Lebens. Nur unter einer Bedingung war ich auf Alban's Plan eingegangen, als dieser mir denselben mittheilte; ich wollte den schönen Teil der Aufgabe übernehmen und er, ein so vorurtheilsfreier, ich dürfte sagen gewissenhafter Gatte, ging darauf ein.“

Er machte eine Pause in der Erwartung, daß sie ihm Schweigen gebieten werde. Lächelnd fuhr er fort:

„Während Alban, nachdem wir scheinbar mit Gewalt das Fenster geöffnet, in das Schlafzimmer des fest schlafenden alten Herrn schlich, sah ich eine Engelform, wie sie eben auf dem Lager aus dem Schlummer erwacht, in der einen hoch erhobenen Hand eine Lampe, die andere auf die schöne Brust gepreßt, mit über den Nacken gefallenem Haar und allen Zeichen des Schreckens im Antlitz lag mir entgegen. Ich ersuchte sie höflichst, zu schweigen, damit der alte Herr nicht im Schlafe gestört werde, nahm ihr die Lampe ab, bat sie, sich auf den Teppich zu legen und band ihr die weißen, runden Arme, die zitterlichen Hüfte; ich sah aber die schönen Lippen durch ein Tuch schloß, konnte ich's mir nicht versagen, einen langen Kuß auf die Lippen zu drücken, nach dem die meinigen so lange gelehzt. Die Wehrlose duldete es; nur als ich ihr endlich den Mund verschließen mußte, flehte sie: „Nicht so fest, ich erstickte sonst!“ Alban rief, und ich mußte mich von dem reizenden Bilde trennen. Ich nahm die Lampe, warf sie auf den Boden und in tiefer Finsterniß traten wir den Rückzug an. Er war schnell genug, zu glauben, ich sei vollauf bezahlt, und verschwand mit dem Gelde; sie aber erwartete am nächsten Morgen vor dem Richter eine Schilderung erlittener persönlicher Mißhandlung, welche den Leserinnen der Zeitungen eine Gänsehaut über den Rücken zog. Vermuthlich war zwischen Alban und ihr verabredet, daß sie ihm auf seiner Flucht folgen sollte, aber er hatte es wahrscheinlich für gefährlich gehalten, eine Adresse zurückzulassen, und so viel mir bekannt geworden, fand sie die Mittel, nach Europa zurückzukehren.“

„Sie sehen, es existirt wider Ihren Willen zwischen uns schon ein gewisses Band, und thöricht wäre es vielleicht, sich zu trennen zu wollen, wenn Sie“ — er betonte dieß — „nicht anderweitige Verpflichtungen haben sollten. Unsere Lebensumstände haben eine gewisse Aehnlichkeit: wir sind Beide aus gutem Hause, das Glück aber, das wir nicht auf gewöhnlichem Wege finden konnten, suchen wir auf Umwegen um die Gehege herum; hingegen darf ich von mir sagen, was nicht Jeder von sich sagen kann: ich besitze den Ruf eines unbefleckten Mannes innerhalb der Ufer und Grenzen Europas, von Grönland bis zum Kaukasus und vom Kap San Vincente bis zum kaiserlichen Wier. Ich

bin ein freier Mann! Zwar habe ich Verwandte in Holland, von wo mich mein Vater frühzeitig nach Deutschland verpflanzte, aber wir kennen uns nicht und fallen uns nicht lästig, weder mit unserer Liebe noch mit dem Gegentheil; zudem lebe ich in sorglosen Verhältnissen, als ein Mann, der Anspruch auf Achtung hat, ich wüßte also nichts, was Sie bestimmen könnte, meine Bekanntschaft zu verleugnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Söhne Bismarck's.

(Vortrag v. 203.)

Es ist sehr häufig der Fall, daß die Söhne berühmter Väter wenig hervorragende Begabung zeigen. Fürst Bismarck ist auch in dieser Hinsicht vom Geschick außerordentlich begünstigt. Seine beiden Söhne, deren wohlgetroffene Porträts wir in dieser Nummer bringen, sind beide in hohem Grade tüchtige Menschen und so vorzügliche Staatsbeamte, daß sich von ihnen wieder Großes mit Sicherheit erwarten läßt. Fürst Bismarck, vermählt mit Fürstin Johanna (geborene von Puttkamer) 1847, hat drei Kinder, eine Tochter Marie, seit 1878 Gemahlin des Grafen Ranjau, und zwei Söhne, Graf Herbert, geboren 1849 in Berlin, und Graf Wilhelm, der 1852 in Frankfurt a. M. das Licht der Welt erblickte. Die Söhne erhielten ihre Schulbildung in öffentlichen Lehranstalten, zuerst in dem Bismarck'schen Institut, dann auf dem Friedrichs-Verderf'schen Gymnasium in Berlin. 1869 machten die jungen Grafen gemeinschaftlich das Abiturientenexamen und bezogen dann die Universität zu Bonn, um Kameralia und Jurisprudenz zu studiren. Ebenso wie der Vater, waren die Söhne lustige und tapfere Korpsstudenten, die manche Menjur wader durchführten. Das stürmische Jahr 1870 wurde auch für die Söhne des großen Staatsmannes bedeutungsvoll, sie traten sofort in die Reihen der Streiter für das Vaterland als Freiwillige des ersten Gardebrigadenregiments, und zwar als gemeine Dragoner, und machten mit der himmelblauen Brigade den berühmten Todes- und Siegesritt bei Mars-la-Tour mit, wobei Graf Herbert schwer verwundet wurde. „Die Söhne des Kanzlers“, erzählt Moritz Busch, „waren tapfer mit dreingekritten in den Kugelhagel, und der Ältere hatte nicht weniger als drei Schüsse bekommen, einen durch das Bruststück des Rückens, einen auf die Uhr und einen durch das Fleisch des Oberarmes.“ Der Kanzler fand den Verwundeten in einem Gehöft auf einem Hügel, wo auch andere Verwundete in jämlicher Anzahl lagen. Die Versorgung derselben hatte ein Oberarzt in den Händen gehabt, der kein Wasser zu beschaffen gewußt und die Puten und Hühner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Bräuerie nicht für seine Kranken hatte in Anspruch nehmen wollen. „Er sagte, er dürfe nicht“, berichtete der Minister weiter, „Vorstellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erst, die Hühner mit dem Revolver todzuschießen; dann gab ich ihm zwanzig Franken, dafür sollte er fünfzehn Stück kaufen; zuletzt besann ich mich, daß ich ja preussischer General war, und jetzt befall ich ihm, worauf er gehorchte. Das Wasser aber mußte ich selber suchen und in Flaschen heranschaffen lassen.“ — Graf Herbert wurde dann nach einigen Tagen aus dem Feldlazareth zu seinem Vater in's Quartier gebracht, in dessen Zimmer man ihm ein Lager auf dem Fußboden bereitete. Als er transportfähig war, wurde er bis zu seiner Heilung nach Deutschland zurückgeschickt. Glücklicher war Graf Wilhelm bei jener berühmten Affäre gewesen. Mit berechtigtem Stolz erzählte der Kanzler, daß Graf Bill bei der Umkehr eines seiner Kameraden, der am Bein verwundet war, mit kräftigen Armen aus dem Getümmel herausgezogen und, davonreitend, mit sich fortgeschleppt habe, bis sie gerettet gewesen. Ueberhaupt gedankt Fürst Bismarck gerne der körperlichen Kraft dieses seines Sohnes. Man kann sich das behagliche Schmunzeln des Kanzlers vorstellen, mit dem er erzählt, wie er bei einem Lagerbesuch seinen jüngeren Sohn angetroffen habe, als derselbe auf seinen Armen ein junges Schwein zum Kochfeuer trug. „Ich hätte nie geglaubt“, bemerkt er dabei, „daß er so viel Talent zum Schweinetragen hätte.“ — Die militärische Karriere der jungen Grafen ging ihren regelmäßigen Gang.

Nach der Rückkehr in's Vaterland wandten die beiden jungen Grafen sich in Berlin den unterbrochenen Studien wieder zu, um demnächst in den Staatsdienst einzutreten. Doch gehen von hier ab die bisher vereinigten Lebenswege auseinander. Graf Herbert betrat die diplomatische Laufbahn und war abwechselnd bei den preussischen, respektive deutschen Gesandtschaften in Dresden, Bern und London, sowie zuletzt in St. Petersburg beschäftigt, hat somit gewiß, zumal unter einem obersten Chef, wie es der Kanzler des Deutschen Reiches ist, eine tüchtige Vorschule durchgemacht. Im September hat er sein Amt als Gesandter am niederländischen Hofe angetreten.

Graf Wilhelm Bismarck hat sich der Verwaltungskarriere gewidmet. Er wurde im Jahre 1878 Assessor, nachdem er vorher als Referendarius am Kreisgericht zu Schlawa gearbeitet hatte. Von 1879—1881 war er dem Statthalter von Elßah-Lothringen attaché und erhielt dann mit dem Range als kaiserlicher Regierungsrath eine Stellung als ständiger Hilfsarbeiter in der Reichskanzlei. Diese Behörde hat als Centralbureau des Reichskanzlers den amtlichen Verkehr desselben mit den Chefs der einzelnen Ressorts zu vermitteln. In den jüngsten Tagen ist Graf Wilhelm zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath im Staatsministerium ernannt worden. Dem Reichstage gehörte er von 1878—1881 als Abgeordneter für den Wahlkreis Mühlhausen in Thüringen an.

Was die äußere Erscheinung der beiden Söhne des Reichskanzlers betrifft, so ist Graf Herbert, eine schlanke Gestalt mit dunkelbraunem Haarwuchs und Schnurrbart, der Mutter ähnlicher, während Graf Wilhelm, obgleich wenig über Mittelgröße, mehr die Züge des Vaters trägt. Auch das blonde Haupthaar beginnt sich bereits zu lichten. Einen starken Anfang zum Embonpoint haben bei dem Einen die zehrenden Wässer von Mehadia, bei dem Andern die Kur Schweininger's glücklich überwunden.

Die große Spekulation.

Novelle

von

Karl Bedt.

VIII.

Die Erklärungen, welche zwischen Mutter und Tochter stattgefunden hatten, konnten dem Reimann'schen Ehepaare nicht verschwiegen bleiben; die Kommerzienrätin hielt es für das Beste, Hedwig selbst von dem tiefen Eindruck in Kenntniß zu setzen, den der Baron auf Ottilien gemacht, und versuchte dabei, über den Charakter und die Verhältnisse des jungen Mannes etwas Näheres zu erfahren.

Hedwig konnte ihr freilich nichts weiter mittheilen, als was sie selbst durch ihren Mann wußte. Auch dieser wurde verlegen, denn die sorgsame Mutter drang in ihn nach Frauenart, sie wünschte die geringfügigsten Einzelheiten zu erkunden. Er zog sich indeß noch glücklich genug aus der Bedrängniß, indem er die Mittheilungen des Barons möglichst ausschmückte und mit verschiedenen kleinen, harmlosen Zusätzen bereicherte.

Die Kommerzienrätin sah ein, daß hier keine besonders wichtigen Entdeckungen zu machen seien; in ihrem Innern war sie eigentlich recht froh darüber, denn sie hatte eine instinktmäßige Abneigung vor den Männern, die mit dreißig Jahren schon so viel erlebt haben; sie entschloß sich daher, die Dinge, die da kommen würden, abzuwarten, selbst zu prüfen und darnach ihre Entscheidung einzurichten.

Herr Reimann war nun einerseits ein wenig wegen der nächsten Zusammenkunft besorgt, weil die Mutter ihren Entschluß, derselben beizuwohnen, ausgesprochen hatte. Würde der Baron dieser weiterfahrenen Frau gegenüber im Stande sein, seine Rolle ebenso gut zu spielen, wie an jenem Abend bei Schott?

Das war eine gefährliche Probe, die der junge Defonom noch zu bestehen hatte. Um ja nichts zu unterlassen, was seinen Plänen förderlich sein könnte, entschloß sich der Agent, seinen Schützling auf die Frau Mama vorzubereiten, ihm einige Winke über die Art und Weise zu geben, wie er sich verhalten möge.

Hedwig, von dieser Absicht unterrichtet, billigte sein Verfahren, bestand indeß darauf, sich mit der einfachen Mittheilung zu begnügen, es werde Ottiliens Mutter den Baron gleichfalls kennen lernen; von besonderen Verhaltensmaßregeln wollte sie durchaus nichts wissen. „Man muß die Sache ihren ruhigen Gang gehen lassen“, meinte sie: „Seine Natürlichkeit darf nicht auf Abwege gelenkt, seine Naivität, die ihres gefälligen Eindruckes sicher ist, nicht gestört werden. Man würde ihn verwirren, vielleicht blöde machen und so viel verderben statt zu nützen.“

In ihrem Innern aber sagte sie ganz offen: „Mein Gott, was dieser Mann sich einbildet! Er will dem Baron Vorschriften machen, wie er an's Ziel gelangt! Welche Thorheit! Dieser junge, so natürliche und einfache Adonis hat im kleinen Finger mehr Schlaueit und Ueberlegung, als der gute Reimann in seinem ganzen Kopfe. Der gelangt sicherlich an's Ziel, wird ein sehr reicher Mann werden. Und Ottilie? Nun, die bekommt einen Mann, den sie liebt; hoffentlich wird es ihm gelingen, sie ein wenig von ihren Träumereien zu heilen, denn wenn sie denen nicht entsagt, darf sie auf kein Glück rechnen. Arme Ottilie! Ich hoffe, Du wirst das Leben nehmen, wie es nun einmal ist! Mag es Dir leichter werden, zur Erkenntniß zu kommen, als es mir wurde! Man muß es verstehen, sich zur rechten Zeit zu fügen, wenn man die Herrschaft im Hause für immer behalten will.“

Wie Hedwig vorausgesehen, kam es: Baron Hugo wußte durch sein einfaches und natürliches Benehmen, durch die Aufrichtigkeit und Geradheit in seinen Äußerungen das Wohlwollen der Mutter in eben so hohem Grade zu gewinnen, wie er bereits die Liebe der Tochter erobert hatte.

Ottiliens Reizung äußerte sich in unverkennbaren Anzeichen.

Sie, welche bisher gewohnt gewesen, die jungen Männer schaarenweise um sich zu versammeln und ihre Huldigungen als pflichtschuldigen Tribut zu empfangen, zitterte bei dem bloßen Klang seiner Stimme, erröthete wie ein junges Mädchen, das soeben aus der Pension entlassen ist. Und dabei ward ihr so selig um's Herz; ihr Auge strahlte, ein bisher unbekanntes Gefühl, als ob ihr ein hohes Glück zu Theil geworden, verlieh ihrem ganzen Wesen einen eigenenthümlichen Liebreiz. Ja, dieses wunderbare Geheimniß der Menschenbrust hatte sich ihr enthüllt, sie liebte.

Die Kommerzienrätin konnte es nicht unterlassen, dem Baron gegenüber die leise Andeutung fallen zu lassen, es wäre ihr angenehm, ihn in ihrem Hause zu sehen. Ottiliens Auge dankte der Mutter; der Baron fügte der gütigen Frau die Hand und sprach die Hoffnung aus, ihr bald seine Aufwartung machen zu können. So schieden sie, All: befriedigt und mit der angenehmsten Erwartung in die Zukunft blickend.

Niemand aber war glücklicher als Herr Reimann.

Sein Plan war gelungen, die zweimalhundertundfünfzigtausend Thaler so gut wie verdient; hatte er doch dem Baron eine Frau mit einer Million verschafft. Eine vortreffliche Spekulation! Seine Gedanken waren von jetzt ab nur damit beschäftigt, wie er sein Vermögen wohl am



Das Traumbuch.



„Kaufen's Planeten?“



In der Lotteriekollektur.



Die Ziehung in der Staatslotteriekasse.



Vor der Ziehung (Zettelwahl).

Ein Terno.



Part IV. in Plu. Zeichnung von Adolf Hildebrand. (S. 199.)

sichersten placiren könne. Schon am nächsten Morgen ging er zu einem Kommissionär, der Güterkäufe vermittelte, und gab ihm den Auftrag, sich nach einem kleinen Rittergut zu erkundigen, das für eine Summe von fünfzigtausend Thalern, die baar gezahlt werden könnten, zu haben wäre.

„Sehen Sie, mein Bester,“ setzte er hinzu, indem er eine ziemlich hochmüthige Miene annahm, „wenn man ein so bedeutendes Kapital baar auszahlt, so darf man wohl darauf rechnen, daß der Preis des Gutes ermäßigt wird. Die meisten Leute, welche in der Lage sind, ihre Güter zu verkaufen, thun es doch, weil sie baares Geld brauchen; was nützt es ihnen, wenn sie den größten Theil zu vier Prozent stehen lassen müssen; das ist ein schlechtes Geschäft, denn mit baarem Gelde,“ dabei klapperte er mit einigen Thalern, die er in die Tasche gesteckt hatte, sehr vernehmlich, „mit baarem Gelde kann man, wenn man sich bei industriellen Unternehmungen betheiligt, sicher das Doppelte verdienen. Doch, was ich noch sagen wollte, — das Gut in Rede, um einen dem höheren Stuhl entlehnten Ausdruck zu gebrauchen, soll wieder verpachtet werden; man rechnet auf mindestens fünf Prozent, doch behält sich der Pächter das Schloß und die Jagd vor. Nicht als ob er die Hasen und Rebhühner auf den Markt schicken wollte, — Gott bewahre, nur um dem Adel der Nachbarschaft ein adeliges Vergnügen zu bereiten. Das Schloß gedenkt er einige Wochen im Herbst oder im Frühjahr zu bewohnen; die Sommermonate zieht er es vor, eines der beliebtesten Bäder zu besuchen.“

„Sehr schön, mein Herr,“ entgegnete der Güteragent, dessen Neugierde erweckt worden war; „es ist wohl ein reicher Mann, der das Gut kaufen will, kennen Sie ihn, mein bester Herr Reimann?“

„Ob ich ihn kenne? Welche Frage, da ich es — doch halt, das würde zu weit führen; also ich erwarte Ihre Vorschläge und hoffe, daß Sie sich die Sache werden angelegen sein lassen. Adieu! adieu!“ Mit einem leichten Kopfnicken entfernte sich der Heirathstifter.

„Der thut ja gewaltig vornehm. Was ist denn Dem in die Krone gefahren?“ murmelte der Güterhändler; „fast sieht es aus, als ob er das Gut für sich haben wollte. Sollte er etwa geerbt oder in der Lotterie gewonnen haben? Sicherlich! Das große Loos in der Hamburger Lotterie soll ja hieher gefallen sein; ich muß doch auch einmal ein Loos nehmen; zwar ist es verboten — ei, wenn man sich nur nicht fangen läßt!“

Am nächsten Tage erzählte man sich in der halben Stadt, daß der Agent Reimann das große Loos in der Hamburger Lotterie gewonnen habe.

Alle Welt gratulirte ihm; er nahm dieß in einer Art auf, die zwar kein Zugeständniß war, aber doch auch durch keine Ablehnung bedeuten konnte.

Daß indeß etwas Besonderes mit ihm geschehen sein mußte, ging schon daraus hervor, daß er verschiedene Magazine besuchte, Möbel, Silber, Gemälde, Wagen besah, und sich genau nach dem Preise erkundigte.

Er kaufte allerdings nichts, doch ließ er Aeußerungen fallen, wie es möglich sein könnte, daß er sich zu Diesem oder Jenem entschloße, wenn man die Preise entsprechend ermäßigen wolle.

Im Hause saß er halbe Tage lang und rechnete, er entwarf seinen Etat, für künftige, zunächst, wieviel die neue Einrichtung auf dem Schlosse wohl kosten könne?

Wenn er einige Ausstände und den Erlös aus der alten Einrichtung, die ihm jetzt recht gewöhnlich und unpassend vorkam, dazu rechnete, so ließen sich wohl an fünfzigtausend Thaler zusammenbringen; dafür könnte man schon eine sehr hübsche und moderne Einrichtung haben. Hedwig würde ihm gewiß mit ihrem vortreflichen Geschmack beistehen. Er wollte sie doch um Rath fragen!

Wie erstaunte er aber, als ihm seine Frau rund heraus erklärte, sein Benehmen gefalle ihr durchaus nicht; er solle seine Geschäfte nicht versäumen, denn bekanntlich sei ein Sperling im Bauer besser, als zehn Papageien auf dem Dache. Man wisse immer noch nicht, wie die Angelegenheit mit Ottilie und dem Baron ablaufen werde; überhaupt könne an neue Einrichtungen, an Güterkauf doch erst gedacht werden, wenn man das Geld bereits in der Tasche habe. Mit seinen ewigen Andeutungen mache er sich nur lächerlich bei den Leuten!

„Was,“ rief er im höchsten Grad entrüstet aus, „ich mache mich lächerlich? Ein Mann, der mit einem Schlage zweimalhundertundfünfzigtausend Thaler verdient hat, ist niemals lächerlich! Gutsbesitzer bin ich, ein reicher Mann bin ich, Gesellschaften will ich geben, den Adel der Nachbarschaft will ich bei mir sehen — und —“

„Aber, um des Himmels willen, beruhige Dich nur; man muß doch erst abwarten!“ seufzte die Frau, ihren Mann mit steigender Verwunderung anblickend.

In diesem Augenblick brachte ein reich galonirter Diener einen Brief, den Herr Reimann hastig erbrach; eine Karte fiel heraus, Hedwig hob sie auf und las: „Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Ottilie mit dem Herrn Baron Hugo von Falkenhagen zeigt ergebenst an die Kommerzienrätin Helmenthal.“

„Sprich, was sagst Du nun?“

„Wie ich es sehr auffallend finde, daß diese Verlobung so heimlich, gewissermaßen hinter unserem Rücken vor sich gegangen ist; das ist nicht freundschaftlich und gewiß keine gute Aussicht für Deine zweimalhundertundfünfzigtausend Thaler.“

„O, der Baron wird sein Wort halten, verlasse Dich darauf! So eine ehrliche Landseile!“

„Ach was,“ entgegnete Hedwig rauh, „der Baron ist viel klüger als Du, er wird sich wohl hüten, Dir ein so großes Kapital für nichts und wieder nichts in den Schooß zu werfen! Die Geschichte ist viel zu schnell vor sich gegangen; statt sie zu beschleunigen, müßten Hindernisse geschaffen werden, daß Ottilie in ihrer Liebessehnsucht nicht mehr wußte, wo aus, wo ein. Sie hätte uns das Geld garantiren müssen; sie hätte am Ende auch Wort gehalten, denn sie ist ebensowenig gescheit, wie gewisse andere Leute.“

Der Disput, der bereits sehr heftig zu werden begann, wurde hier durch den Eintritt des Brautpaares unterbrochen, das sich beeilte, den lieben Freunden, denen es hauptsächlich sein Glück verbandte, einen Besuch abzustatten.

Die Verlobung war ganz in der Stille gefeiert worden; die Mutter hatte es so angeordnet.

„Nun, liebe Ottilie, Du wirst in Deinem Entzücken die arme Hedwig auch nicht gerade sehr vermißt haben!“ warf Frau Reimann herbe ein.

„Ach, Du zürst, meine einzige Freundin; vergib mir, Du weißt ja, wie sehr ich Dich liebe!“

Und beide Frauen umarmten sich herzlich.

Herr Reimann zog den jungen, äußerst eleganten Mann, in dem der bescheidene Dekonom, dessen Bekanntheit er in der Weinhandlung gemacht, schwer wieder zu erkennen war, in eine Ecke und lispelte, indem er ihn forschend anblickte: „Nun, Baröndchen, wie sieht es mit uns? Ich habe Wort gehalten, was? Und Sie?“

„Verlassen Sie sich auf mich, bester Freund!“ entgegnete der Baron, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte; „Sie erhalten den vierten Theil vom Vermögen meiner Frau!“

Nach einer kurzen Stunde entfernten sich die Brautleute wieder, nachdem Ottilie ihre Freundin noch auf das Dringendste gebeten hatte, sie doch gerade jetzt recht oft zu besuchen; der Baron müsse seine Verpflichtungen zu Herrn Frank erst lösen, er könne deshalb nur selten und immer nur auf kurze Zeit in die Stadt kommen. Sie brauche die Freundin zu nöthigen, setzte sie, zu dem Agenten gewendet, hinzu, er müsse ihr dieselbe schon für die nächste Zeit gütlich überlassen. „Am besten ist es, Hedwig, Du ziehst bis zu meiner Verheirathung, die in zwei Monaten erfolgen soll, ganz zu mir, Mama bittet Dich auch.“

„Ja, aber mein Mann!“

„Bitte, bitte, genire Dich nicht! Ich behelfe mich. Nur bitte ich um die Erlaubniß, Dich täglich auf ein Stündchen besuchen zu dürfen, meine geliebte Gattin.“

IX.

Hedwig war nun vollständig zur Freundin überfielebt. Da die bevorstehende Hochzeit den Frauen unendlich viel zu schaffen gab, kümmerte man sich nur wenig um Herrn Reimann, der, nicht mehr von seiner Frau überwacht, sich vollkommen allen Täuschungen seines eingebildeten Reichthums hingab.

Je näher der Vermählungstag kam, desto ungeduldiger wurde er. Mit dem Güteragenten, der ihm einen passenden Landsitz nachgewiesen, hatte er so gut wie abgeschlossen; mit dem Tapezierer und allen möglichen Handwerkern war bereits die neue Einrichtung besprochen und angeordnet worden. Die Vorbereitungen waren so getroffen, daß in Zeit von acht Tagen das Gut übergeben, das Schloß vom Giebel bis zum Keller möblirt und hergerichtet sein konnte.

Natürlich besuchte der ehemalige Mäkler die Börse nicht mehr, er grüßte weder F. L. Schmidt oder sonst noch einen seiner früheren Geschäftsfreunde.

Er besuchte die Magazine, kleidete sich elegant, ging in's Theater, in Konzerte, — kurz, führte ein Leben, welches sehr wenig von dem verschieden war, das er sonst seiner Frau so ungemein zum Vorwurf gemacht hatte.

Endlich kam der erlebte Hochzeitstag.

Nur wenig erwählte Freunde wohnten der Trauung bei; unter diesen befand sich das Reimann'sche Ehepaar. Als man sich spät trennte, flüsterte der Baron dem Heirathstifter zu: „Erwarten Sie mich morgen Mittag um ein Uhr! Ich komme, mein Wort zu lösen!“

Reimann machte diese Nacht kein Auge zu; er sah fortwährend Tausende von Louisd'or in der Luft herumspringen. Der Gedanke, daß er morgen zweimalhundertundfünfzigtausend Thaler besitzen würde, regte ihn derart auf, daß er trotz des heftigen Regens alle Fenster seines Zimmers öffnete. Er weckte seine Frau, die ihren Aufenthalt bei der Kommerzienrätin mit dem gestrigen Tage beendet hatte, er sprach ihr fortwährend von ihrem jetzigen Glück vor. Hedwig, welche um die bestimmte Versicherung des Barons wußte, ging auf Reimann's Pläne einigermaßen ein, ohne besonderes Gewicht auf die bedenkliche Exaltation zu legen, die sich seiner unzweifelhaft bemächtigt hatte. Bald lag sie in tiefem Schlummer.

Ich aber floh der Schlaf.

Er harrete mit Sehnsucht und Zittern dem großen Moment entgegen, der alle seine Wünsche krönen, ihn zum reichen Mann machen sollte.

Am frühen Morgen schon, nachdem er sich kaum so viel Zeit gegönnt, ordentlich zu frühstücken, machte er eine möglichst feine Toilette; er ließ im guten Zimmer heizen und erwartete hier von neun Uhr an den Baron, der erst auf ein Uhr seinen Besuch angesagt hatte. Diese vier Stunden wurden ihm unendlich lang und selbst nicht der Gedanke, was er nun Alles unternehmen könne, und welche Freuden

und Ehren auf ihn warteten, wie er dieß Zimmer und wie er jenen Saal auf dem Gute einrichten wolle, wie ihm er das Service, von welcher Farbe er die Tapeten nehmen werde, — selbst nicht dieses Spiel mit Hoffnungen und Ausichten konnte ihm die vier Stunden verkürzen.

Mit hastigen, kurzen Schritten durchmaß er das Zimmer, da schlug es halb Eins. „Noch eine halbe Stunde. O mein Gott, dieser Morgen will gar nicht zu Ende gehen! Gewiß wird er mich noch dazu warten lassen, — ohnott die Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist! Künftig werde ich Niemand mehr warten lassen.“ — In diesem Augenblicke klopfte es.

„Herein!“

Der Baron stand vor ihm.

„Ach, mein theuerster Herr Baron, endlich, endlich — Verzeihung, lieber Freund, ich dachte doch, ich habe nicht warten lassen; es fehlt beinahe noch eine halbe Stunde bis zur festgesetzten Zeit und schon fürchtete ich, Sie dabei noch anzutreffen.“

„Nicht zu Hause treffen? Theuerster Herr Baron, ich bin gar nicht ausgewiesen!“

„Das thut mir aber herzlich leid, daß Sie meinetwegen Ihre Geschäfte vernachlässigt haben!“

„Meine Geschäfte? Ich mache keine Geschäfte mehr, ich —“

„Nun, wenn Sie wollen,“ entgegnete der Baron ablenkend, „lassen Sie uns unsere Angelegenheit zu Ende bringen.“

Reimann glänzte vor Erwartung und Entzücken.

Er schaute dem Baron mit der gespanntesten Erwartung zu, wie dieser ein elegantes Portefeuille aus der Brusttasche zog, es ein wenig in der Hand wog und dann aufhob:

„Zunächst, lieber Freund, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, denn Sie haben mich wirklich glücklich gemacht. Meine Frau ist ein Engel und ich hoffe, daß zwischen Ihnen und uns immer eine aufrichtige Freundschaft bestehen wird. Seien Sie versichert, daß es mir eine angenehme Pflicht sein wird, Ihnen nach meinen Kräften so häufig zu sein!“

„Sehr schön, sehr schön!“ entgegnete Reimann, indem er sich den Anschein gab, als dränge er nur mühsam ein Thräne zurück; „Sie sind ein Kavalier, aber nun auch —“

„Nun wollen wir in Ordnung bringen, was wir gemacht haben, als ich zum ersten Mal das Glück hatte.“ Bei diesen Worten reichte ihm der Baron die Hand, in der ehemalige Agent zärtlich drückte. „Ich bringe Ihnen hier den vierten Theil des Vermögens meiner Frau. Leider ist dasselbe lange nicht so bedeutend, wie Sie mir gesagt haben!“

„Nicht so bedeutend?“ fragte Herr Reimann, der seiner Ohren kaum traute.

„Nein, lieber Freund, denn Ottiliens Mutter besitzt als Universalerin ihres Mannes das ganze Vermögen, welches der Kommerzienrath Helmenthal hinterlassen hat, ganz selbstständig; es wird von ihr abhängen, wie viel sie meiner Frau und mir jährlich aussetzen will. Ottilie hat nur über zwanzigtausend Thaler zu verfügen, die sie von einer Tante geerbt hat, das ist ihr alleiniges Eigenthum! Ich habe ihr unser — Abkommen mitgetheilt, habe reuig um Verzeihung gebeten, die sie mir auch gewährt hat. Halber lieber Reimann, sind fünfzigtausend Thaler, nehmen Sie — vielleicht machen Sie das nächste Mal eine bessere Spekulation!“

Baron Hugo zählte darauf ruhig zehn fünfzigtausend thaler'scheine auf den Tisch und fügte hinzu: „Einer Danksagung bedarf es nicht, die ist unter Ehrenmännern nicht nöthig! Adieu, lieber Freund, grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin herzlich und kommen Sie doch bald zu uns; aber sehen Sie sich vor, denn meine Frau wird Ihnen ohne Zweifel wegen des Geschäftes eine kleine Predigt halten. Adieu!“

Reimann blieb allein zurück. Er sah, seiner Stimme nicht mehr mächtig, da; die Arme hingen schlaff herunter, die Augen waren weit geöffnet.

So fand ihn seine Frau.

Sie durchschaute leicht, um was es sich handle. Mit einem halb mitleidigen, halb zornigen Blick maß sie den unglücklichen Ehegatten, dessen Miene sich plötzlich auflärte.

Der Agent murmelte vor sich hin: „Der Pächter ist pünktlich; nun, nun, fünfzigtausend Thaler sind ganz hübsche Zinsen; wir werden recht angenehm leben können. Ich will nur jetzt gleich beim Wagenbauer nachsehen, daß mein Wappen richtig auf den Schlag malen läßt; ein Namenszug mit der Krone ist im Grunde noch vornehm! Uebermorgen ist Hofball und der Schneider ist noch immer nicht fertig. Mein Gott, mein Gott, wenn er mich nur nicht sitzen läßt! Was würden die Majestäten sagen, wenn ich ausbliebe!“

Mit Zittern und Beben hörte die bleiche Frau diese verwirrten Reden. Leise entfernte sie sich, um einen Augenblick zu lassen. Als derselbe nach einer halben Stunde erlosch, fand er bereits das hitzige Fieber weit vorgeschritten, die Krankheit war lang und gefährlich; die Phantasmen der Unglücklichen drehten sich alle um Glanz und Reichthum, Ehre und weltliche Auszeichnung.

Endlich genas er, — aber nur körperlich; sein Geist blieb geschwächt.

So mancher Berliner hat wohl schon zuweilen einen kleinen, ältlichen Mann, dessen Miene ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Hochmuth darbieten, auf den Promenaden, in den Magazinen, bei den Restaurants getroffen, der mit

großer Gewandtheit den ersten Besten in ein Gespräch zu verwickeln weiß, das er fast allein, aber ganz verständlich führt, wenn er auch von einem Gegenstand zum andern springt. Aber wie das Wort „Vermögen“ gefallen ist, vermittern sich seine Gedanken und er schwärmt so wirt, daß Jeder sich bereit, von ihm loszukommen.

In einem solchen Fall zuckt er verächtlich die Achseln und sagt: „Wie wenig seine Bildung ist noch unter den Besten, — in der That, man kann sich nur in den Hofkreisen wohl fühlen!“

Erfundigt sich nun Jemand, den diese Aeußerung viel leicht verletzt hat, nach dem Herrn, der mit solchen hochmüthigen Beleidigungen so freigebig ist, dann wird ihm die Antwort: „Ach Gott, es ist ein ehemaliger Agent, bei dem es nicht ganz richtig ist — weil ihm eine Spekulation fehlte.“ Er thut Keinem etwas zuleide!

Uebrigens pflegt ihn Frau Hedwig sorglich und alljährlich bringen Beide den Sommer auf den Gütern des Barons zu, der dem unglücklichen Spekulant das Vergnügen gönnt, sich ein paar Monate für den Schloßherrn zu halten.

Die wettkämpfenden Großväter.

(Bd. 6. 193.)

Salanterie gegen das zarte Geschlecht ist im Allgemeinen nicht die starke Seite eines alten Seebären. Er weiß sein kurzes Tonpfeifen zu schmauchen, bedächtig seinen heißen Brog zu schlürfen, und wenn er mal recht gut aufgelegt ist, irgend ein Stücklein seiner Seebärenzeit mit lakonischer Dürftigkeit und Kürze vorzutragen, kommt aber ein Weiberroß in seine Nähe, so ist er stumm wie ein Fisch, klotzig und schwerfällig wie eine alte Schaluppe, die sich nicht im richtigen Fahrwasser befindet und Contrewind hat. Wenn nicht desto weniger die beiden alten, wettergebräunten Burtschen auf ihrem Bilde mit dem jungen Mädchen sein manierlich umgehen und ihr förmlich Rittersdienste leisten, indem der Eine ihr das Fernrohr hält, der Andere den fixierten Punkt erklärt, so hat das schon ganz besondern Grund. Die kleine, zierliche Landratte ist seiner Enkelin, die beiden alten Seemannsherzen sind voll Liebe für das kleine „Blaggenkind“, das der Mutter einst mitten auf dem weiten Ozean, in der Nähe der Orkneyinseln geboren wurde, und dessen Vater bei einem Schiffsbruch an der schottischen Küste ein junges Leben einbüßte, und da will denn Einer der beiden Alten den Andern in der Liebeshörigkeit ausstechen.

Karl IV. in Pisa.

(Bd. 6. 197.)

Im September 1354 trat Karl IV. von Nürnberg über Regensburg, Salzburg und Trient die übliche Kaiserfahrt nach Rom an. Seine Absicht dabei war, den Kaiserthron in Rom zu empfangen, damit seine Macht und sein Ansehen wenigstens in den Alpenländern erhöht und befestigt würde. Die Herrschaft Deutschlands über Italien bestand seit einem Jahrhundert bereits nur dem Namen nach; dieselbe zu erneuern und faktisch durchzuführen, davon konnte er gar nicht denken. Deshalb ließ er sich auch nicht beirren durch die Stimmen Derer, die ihn als Erlöser dahin riefen. Es gab damals in Italien nicht wenige Patrioten, die, von altmännlicher Bildung begeistert, von neuer Weltberufung erfüllt, die altmännliche Weltberufung trauerten. An deren Spitze stand der berühmte Dichter Petrarca, der, von Karl ausgezeichnet, von demselben eine hohe Meinung hegte und sich bemühte, ihn zu bewegen, das Werk, zu welchem ihn Cola de Rienzi antrieb, zu vollführen, die äußeren und inneren Zustände Italiens von Grund aus zu reformieren und von Rom aus seine Macht über die ganze Welt auszuweiten. Ja, selbst Leute, die mehr praktisch waren, sogar manche von der Partei der Guelfen, die von der Ghibellinenpartei Macht der Visconti in Mailand mit Vernichtung bedroht wurden, wählten zu Karl, um Hilfe bittend und Gehorsam gelobend. Aber Karl IV. mußte wohl, daß wenn er die nominale Herrschaft in eine faktische umwandeln wollte, alle Parteien, Guelfen sowie Ghibellinen, wider ihn sich empören und Hilfe finden würden nicht bloß am Hofe des Papstes.

Nach dem Tode Clemens VI., der am 1. Dezember 1352 gestorben war, bestieg den päpstlichen Stuhl Innocenz VI., ein Mann von strengen Sitten und rechtshaffenen Grundzügen. Um jeden Verdacht zu beseitigen, als beabsichtige er eine Unterwerfung der italienischen Zustände, traf Karl IV. nur mit hundert Reitern und zahlreichen Gelehrten an der italienischen Grenze ein und sandte den berühmten Bischof Dietrich von Witten zu Innocenz VI. nach Avignon, um denselben von seiner Kaiserkrone zu benachrichtigen und sich Kardinal zu erbitten, die ihn zu Rom krönen würden. Nicolaus, Patriarch von Aquileja, schloß sich dem Kaiserzuge an und erfreute den König, indem er ihm kostbare Reliquien schenkte, nämlich zwei Quaternen des Evangeliums St. Marci, welcher für die eigene Handschrift des Evangeliums galten. Ueber Padua kam Karl am 10. November in Mantua an, wo er längere Zeit verweilte. Von da schrieb er nach Deutschland, es möge ihm der übliche Heereszug nachfolgen, sowie nach Böhmen, daß Soldaten und mit denen zugleich seine Gemahlin zu ihm nach Italien ziehen möchten.

Am 4. Januar 1355 hielt er seinen feierlichen Einzug in Mailand, wo er mit den größten Ehren aufgenommen wurde. Früher begab er die Absicht, die Lombardentrone sich in Monza aufsetzen zu lassen, jetzt aber empfing er diese Krone an demselben Orte und Tage, wie vor vierundvierzig Jahren sein Großvater, Friedrich VII., in der Mailänder St. Ambrosiuskirche am 5. Januar 1311, in Gegenwart dreier Patriarchen, vieler Erzbischöfe, Fürsten und anderer vornehmen Personen.

Nach Pisa gelangte er mit seinem Gefolge am 18. Januar. Während er hier die Kardinalen, die ihn krönen sollten, erwartete, und mit den toskanischen Städten unterhandelte, langte das Heer aus Böhmen und mit demselben zugleich die Königin Anna an. Es waren dabeist ein fünftausend Fürsten, Ritter und andere Würdenträger anwesend, zu denen sich noch an zehntausend Italiener schloßen. Mit den vom Papste gesandten Kardinalen verließ er Pisa

am 22. März und langte am 1. April vor Rom an. Sein Heer lagerte vor dieser Stadt, während er selbst im Bürgerleide mit seinem Gefolge sich in die Stadt begab, um diese kennen zu lernen und seine Andacht an verschiedenen heiligen Orten zu verrichten, bis er in den Vatikan kam und dabeist Vorkehrungen traf zur feierlichen Krönung, die am folgenden Tage stattfinden sollte.

Am Ostermontag, 5. April 1355, begab er sich zeitlich früh in's Lager, führte sein Heer sammt seiner Gemahlin und sämtlichen Fürsten feierlich in die ewige Stadt, und nachdem er über tausend seiner Gefährten zu Ritten geschlagen hatte, legte er sich im Vatikan in der Basilika St. Petri jene Krone auf's Haupt, welche ihm den Titel eines römischen Kaisers und nach der Meinung aller Zeitgenossen das Recht verlieh, sich als Herr der ganzen Welt zu betrachten. Mit der ebenfals gekrönten Kaiserin ritt er dann in feierlichem Zuge, die Krone auf dem Haupte, das Szepter und den Reichsapfel in den Händen, über die Engelsbrücke und das Kapitolium in den Vatikan, wo das kaiserliche Gastmahl bereitet war. Bei demselben verrichteten die dazu berechtigten Reichsfürsten ihre Dienste zu Pferde, und es herrschte in Rom eine Ruhe, Ordnung und Freude, wie nie zuvor bei solcher Gelegenheit.

Nachdem er verschiedenen Statuten und Dekreten die kaiserliche Sanction erteilt hatte, ließ er einen Theil seines Heeres vor der Stadt lagern, während er den andern gegen die Feinde des Papstes im Kirchenstaate landete, um, getreu dem Krönungsgebot, als wahrer Sachwalter und Beschützer der römischen Kirche zu handeln. Dann besuchte er noch Tivoli, worauf er seinen Rückzug antrat und am 29. April nach Siena gelangte.

Diese großartige, so ruhig vollführte That, die sonst Blutvergießen und Revolutionen im Gefolge hatte, erregte die Bewunderung Aller und zugleich den Unwillen vieler, denn es gab gar zahlreiche Unzufriedene, die Ruhen von jedem Umschwunge erhofften — ohne die Schwärmer im Sinne Petrarca's zu erwähnen! Auch machten die Gesandten der Ghibellinen dem Kaiser bittere Vorwürfe deshalb, daß er sie, die alten Kämpfer für Kaiser und Reich, verschmähte und sich wohlwollend zeigte ihren Gegnern, den Guelfen; aber der Kaiser, dem sowohl die Ursache als auch der Zweck ihrer scheinbaren Erbitterung seit langer Zeit bekannt waren, sagte ihnen offen, daß er ihre Dienste, welche sie seinem Großvater einst erwiesen, zu schätzen wisse, aber nicht willens sei, das Land ihrem Nachbisse preiszugeben und als Werkzeug ihren Zwecken zu dienen.

Karl erreichte, was er bei seiner Kaiserfahrt beabsichtigte. Da er keine Feinde antraf, entließ er einen Theil seines Heeres und kam, bloß von zwölfhundert Reitern begleitet, am 8. Mai wieder nach Pisa. Hier jedoch wurde er belehrt, daß es ihm nicht beizugehen sei, Italien ganz ohne Kampf und Blutvergießen zu verlassen.

Wie in allen größeren italienischen Städten, waren damals auch in Pisa zwei feindliche Parteien, die Vergolini und Kaspani; an der Spitze der Ersteren und zugleich im Besitze der Stadtregierung befand sich, als Karl das erste Mal nach Pisa kam, die Familie Gambacorta. Bei der öffentlichen Guldigung gerietten beide Parteien in heftigen Streit, und Karl, der mit allgemeiner Zustimmung die Stadtgewalt in seine Hand nahm, gab sich alle Mühe, die feindlichen Parteien zu versöhnen und den Frieden zu erhalten. Bei seiner Rückkehr aus Rom gab sein freundliches Verhalten gegen die Florentiner, uralt Feinde Pisas, Anlaß zu Verleumdungen, Karl wolle die Stadt Lucca, die er unlängst den Pisaniern zugesagt, den Florentinern verkaufen. Francesco Sogli Interminelli, gewesener Signor von Lucca und Freund der Kaspani, sah sich getäuscht in seiner Hoffnung und empörte sich offen am 18. Mai, wobei er meuchlings ermordet wurde. Als nun Karl dessen Raubnebst Argorta von seinem Heere besetzen ließ, wuchs der Verdacht des Volkes und beide Parteien, versöhnt und von Gambacorta angeführt, schworen, Luccas Preisgebung nicht zuzulassen. Vergesslich waren des Kaisers Zusicherungen, er beabsichtigte nicht im geringsten seine Zusage zu brechen. In der Nacht vom 20. auf den 21. Mai brach im Stadthause, wo Karl mit seiner Gemahlin wohnte, Feuer aus, das plötzlich solche Dimensionen annahm, daß der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Gefolge nur mit Lebensgefahr sich in's Nachbarhaus flüchten konnten; das städtische Zeughaus mit sämtlichen Kriegsgeschützen brannte zur Ruine ab. Böse Leute benutzten das zu Verleumdungen, Karl hätte das Feuer anlegen lassen, um die Pisani zu entwaschen und dann desto leichter an die Florentiner auszuliefern zu können.

Der so angelegte Aufbruch brach am folgenden Tage (21. Mai) offen aus; Vergolini vereinigten sich mit den Kaspani, verbarrikadirten die Gassen, sperrten und besetzten die Thore mit dem wüthenden Geschrei: „Es lebe das Volk, nieder mit dem Kaiser!“

Karl wohnte mit seiner Gemahlin beim Olmüher Bischofe, Johann Otto von Blasin, in der Nähe der Kirche, in der sein Großvater ruhte; sein Heer war in der Stadt zerstreut, der größte Theil war am andern Flußufer. Als nun Alle zum Schutze des Kaisers eilten, entspann sich in der Stadt und besonders an der Brücke ein blutiger Kampf; über hundertundfünfzig Mann fielen und wurden in den Fluß geworfen; aber Karl's Soldaten siegten, wobei die Insurgenten schwere Verluste erlitten. Der Kaiser mit den Seinen wollte sich einen Weg aus der Stadt bahnen. Als die Insurgentenführer Pasetta di Monte Scudajo und Ludovico della Rocca merkten, daß ihr Anhang geschlagen sei, wandten sie schnell den Mantel nach dem Winde, und zum Kaiser eilend ergaben sie sich, ihm Hüfe und Schutz anbietend, um wenigstens ihre Feinde, die Vergolini und die Familie Gambacorta zu vernichten. Nun war der vollkommene Sieg Karl's entschieden. Die Auführer wurden zerstreut, ihre Häupter gefangen und der Friede hergestellt. Die erschrockene Kaiserin begab sich nach Pietra Santa, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Karl befehlt dem Richter von Arezzo, die Räubführer zu richten, von denen sich n. darunter drei Brüder Gambacorta (Francesco, Lollo und Bartolomeo), am 26. Mai auf dem Stadtplatz hingerichtet wurden. Nachdem er den tapfern Bischof von Augsburg als Statthalter in Pisa gelassen, eilte er jahn:ll der Kaiserin nach.

Dr. P.

Sinnsprüche.

Die Wage ist das Bild der Welt,
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Denken, was wahr, fühlen, was schön, und wollen, was gut ist: darin erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Augen um Augen.

Erzählung

von

Friedrich Carl Petersen.

(Fortsetzung.)

Finster starrte der Sinnenbe hinaus in die von der sinkenden Sonne beschienene Landschaft. Der Augenblick, in dem er den theuren Sohn und dessen Wohlthäter, den Pariser Freund, wiedersehen sollte, war nahe... welch' schmerzlicher, erinnernd niederstehender Augenblick...

Blötzlich durchschiennte das finstere Gesicht ein mildes Lächeln. Die schwarzen Augen leuchteten herrlich auf... Ihr Blick war einem andern Blicke begegnet, der, entsetzt von zwei klaren lichtblauen Augen, wie fragend auf des Mannes Lippen ruhte.

Ihm gegenüber, im andern Coupéwinkel, saß der Leidensgefährte, der ihm in der Verbannung das Leben gerettet, mit dem er zu Numea Freundschaft geschlossen hatte für's Leben. Es war eine, wie er, fast ärmlich gekleidete, kurze, stämmige, breitschulterige Gestalt mit einem offenen, ehrlichen, durch eine Narbe an der rechten Wange etwas entstellten Plebejergesicht. Der Mann, dessen Vergangenheit in mehr als einem Punkte der seinigen glich, den, wie ihn, das Elend in den Kampf getrieben, schöder Verrath auf die Anklagebank gebracht hatte, war ihm ergeben bis in den Tod. Es gemahnte in dessen Benehmen gegen ihn etwas an die Anhänglichkeit und Treue des Hundes. Auf einen Wink von ihm hätte sich der Mann in's Feuer gestürzt.

„Ich weiß, woran Du so lange dachtest, Jacques,“ sagte der Freund lächelnd, indem er sich anstreckte, seine Stummelpfeife zu stopfen.

„Dir, Joseph, schwebte bestimmt eine rothe Nase vor.“

„Und Dir ein artiges Spitzbubengesicht.“

„Wir haben eben Beide eine Aufgabe zu lösen.“

Joseph zündete das Kraut in der gestopften Pfeife an, blies heftig einen Zug Rauch von sich und erwiderte, indem er mit der Rechten um den Hals einen Halbkreis beschrieb, in dumpfem Tone: „Die meinige ist bald gelöst. Er soll mir nur erst in die Fänge gerathen sein.“

Fast Stirn an Stirn saßen die Freunde da. Nach längerem Schweigen sagte Jacques: „Und Du hast den Vorfall mit eigenen Augen angesehen?“

„Wir wohnten im fünften Stock. Den Versaillesern verfolgt, bog ich um die nahe Straßenecke und flüchtete in unsere Wohnung. Das Haus mit der Notarwohnung lag gegenüber brannte. Weib und Tochter waren um mich und des Feuers wegen in Todesängsten. Ich trat mit ihnen an's Fenster und lugte hinter der Gardine nach dem Verfolgern auf der Straße unten. Gerade rannte aus dem Thorgange des brennenden Hauses ein Feuerwehrmann hervor. Es war der verkleidete Bonapartist. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick trotz der Vermummung; der Helmschirm verhüllte das rothe Abzeichen nicht ganz. Er und kein Anderer hatte das Haus mit der Notarwohnung in Brand gesteckt. Was ihm der Streich eingetragen, das hat er wahrscheinlich keinem Dritten verrath. Der Schurke sah so ruhig aus, wie nur ein Pompier an dem Morgen aussehen konnte. Da stürmten mit dem Chassepot in der Faust die Versailleser um die Ecke. Der Pompier deutete nach unserem Fenster hinauf; der Wink erfolgte rasch wie der Blitz; aber ich nahm ihn deutlich wahr. Ein paar Schüsse krachten. Mir streifte eine Kugel die Wange. Neben mir stürzte mein armes Weib mit einer Kugel in der Brust, und von der tiefbetäubten, aber die Besinnung nicht verlierenden Tochter fast gewaltsam auf den Treppenhof gedrängt, stieg ich zum Dachfenster hinaus und entkam so glücklich den Verfolgern...“

„Und Du meinst, der Halunke übte den Verrath, weil...“

„Weil er mich aus dem Wege räumen wollte, um ungestört meiner Tochter nachstellen zu können. Zudem hatte er einen Groll auf mich, weil ich dem frechen Eindringling schon einmal mit einem Faustkompliment auf den Leib gerückt war.“

„Wunderbar ist entschieden die Art und Weise, wie Du hinter seine Denunziantenschliche, die ja auch mich betroffen haben, kamst.“

„Ich finde die Entdeckung ganz natürlich. Der Schandhube hatte an meine Tochter mehrere Briefe geschrieben, die mir von der bestochenen Conciertge eingehändig worden waren. Ich kannte somit seine Handschrift, wußte auch, daß er im Hotel Maurice wohnte. Mit Recht von seiner Seite das Aergste befürchtend, wandte ich mich an einen mit mir befreundeten Gesinnungsgenossen und Kameraden, der in dem Hotel als Aufwärter angestellt war, und der brachte mir schon am andern Morgen ein Häufchen beschriebener Papiere, die er aus dem Stubentisch aufgefunden hatte und die, von mir zusammengelegt und auf einen Bogen Papier geklebt, mich die Breuillens zu den anonymen Briefen erkennen ließen. Du hast die Stücke gelesen und seine Handschrift ebenfals erkannt. Sie stecken noch hier, zwischen Futter und Tuch,“ fügte Joseph hinzu, indem er auf den rechten Rockflügel deutete. Und in gebrochenen Lauten stieg er hervor: „Sie nisteten mir damals nicht; es war schon zu spät. Aber er soll sie wiedersehen... Mir tödtete er Weib und Kind, raubte er wie Dir Stellung und Freiheit. Er soll sie wiedersehen. Und wehe ihm!...“



Graf Herbert Bismarck. (S. 195.)

„In Amerika würde man ihn einfach lynchen.“
 „Dazu kann auch hier Rath werden.“
 „Du versprachst mir, den mich betreffenden Brief mir abtreten zu wollen.“
 „Und es soll geschehen, sobald wir heute Abend allein sein werden. Doch apropos, Du sagtest mir noch nicht, weshalb er eigentlich Dich denunzierte?“
 „Ich lernte ihn durch meinen Associé kennen, der mit

dem damals noch in Chile Anfässigen wiederholt ein Geschäft gemacht hatte. Gleich bei der ersten Begegnung kam mir der Mensch verdächtig vor. Er sah eher einem Mouchard als einem Kaufmann ähnlich, und in der That erfuhr ich später, er sei, des Spanischen kundig, während des Krieges in Mexiko daselbst als Kundschafter im Solde Bazaine's thätig gewesen. Wie sich von selbst versteht, behandelte ich den Menschen, zumal sein freches, aufdringliches Wesen ihn mir unausstehlich machte, mit einer gewissen Geringschätzung, und das, nebst den Anspielungen auf seine mexikanische Vergangenheit, die ich mir ein paarmal in Gesellschaft gegen ihn erlaubt hatte und die ihn sicher in mir einen gefährlichen Gegner erblicken ließen, mag ihn veranlaßt haben, den Dubsstreich zu begeben. Möglicherweise hegte er nur eine Schmarotcherbefürchtung, die nämlich, bei meinem Compagnon, der ihn leiden mochte und ihn häufig zu Gast bat, durch mich sein bisheriges Ansehen zu verlieren.“
 „Am Ende ist der Beweggrund Nebensache. Wir wissen, daß er den Verrath begangen hat; das genügt uns.“

Wieder trat eine Pause ein, wieder gab sich Jacques dem Nachgrübeln hin. Tiefer und tiefer sank die Sonne, bis sie in Rosa und Violett einer feurigen Kugel gleich unterging. Immer noch rollte der Zug, pfauchte die Lokomotive, rasselten die Räder, plauderten in tollem Durcheinander die Fahrgäste mit den sonnenverbrannten Gesichtern im Waggon.

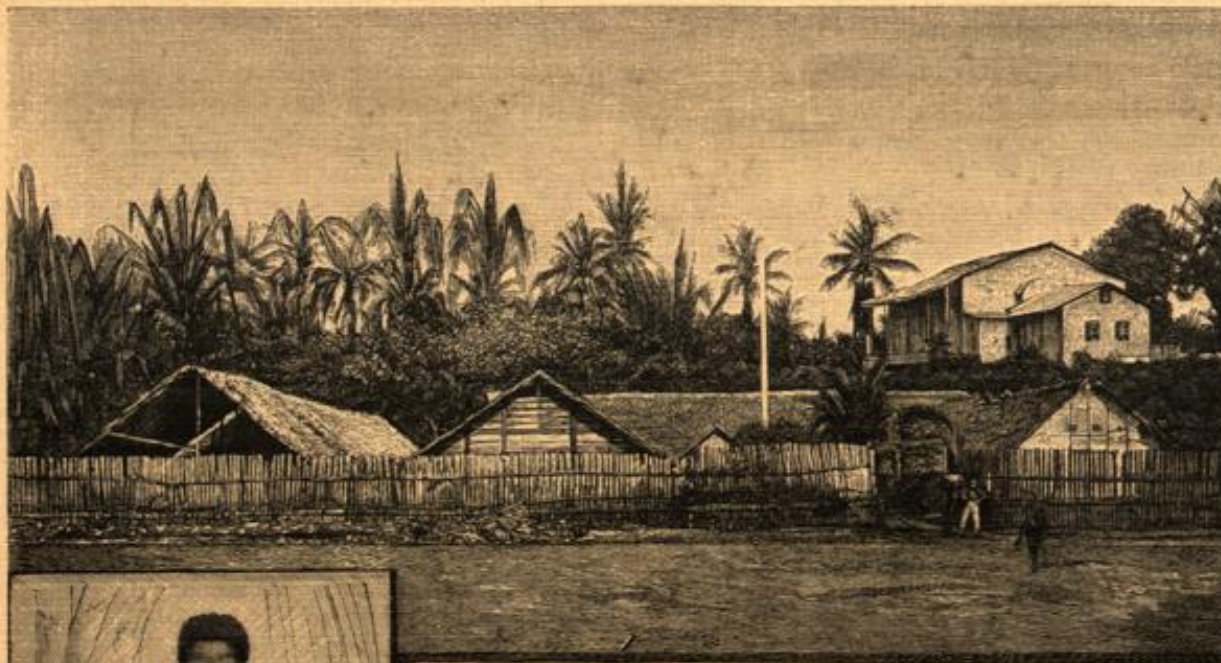
Und es ward Nacht. Im Weltenraum tauchten aus dem Leeren die goldenen Sternlein auf. Stiller ward es, stiller draußen. Und durch das Dunkel mit der nächtigen Stille raste das Dampfroß mit flackernden Flammern weiter, weiter. Und unter den Schälern der Verbanntgewesenen und Heimgerufenen flammte magischer und magnetischer das Zauberwort „Paris“. So viel Fahrgäste, so viel neue Lebensetappen, so viel Pläne zu neuem Ringen und Streiten um die Menscheneristenz. Das Immergrün der Hoffnung trug wohl Jeder in der Brust; aber wie viel trübe Erinnerungen auch, welch' ein Bangen hinsichtlich der bevorstehenden Begegnungen und Enthüllungen, und wie



Graf Wilhelm Bismarck. (S. 195.)

Manchem mochte das Blut durch die Adern siedeln, bis es bei drohend erhobener Faust in dem Misthaug der Rastgier sich abkühlte: Auge um Auge!

Endlich hielt der Zug. „Paris, Paris!“ hieß es draußen. Im Gaslicht blinkten mehrere neben einander hinlaufende Schienenstränge. Leute in Uniform erschienen und rissen die Wagenschläge auf. Und nicht lange, so wälzte sich über das breite Raupflaster, an der ihr Siegeslied pfeifenden



1. Faktortien und Lagerhäuser in Kamerun. — 2. Adig Bell mit seinen zwei Frauen. — 3. N'punga-Mädchen aus Gaboon. — 4. Balanga-Häuptlinge mit ihren Frauen. — 5. N'punga-Weib.

Bilder aus Kamerun. Nach photographischen Aufnahmen. (S. 202.)



Ein unerwartetes Hinderniß. Zeichnung von S. T. Dodd.

Locomotive vorbei, ein vielhundertköpfiger, meist aus Männern in grauer oder blauer Blause bestehender Menschenstrom...

VII.

Vor dem Bahnhofe mit der düstern, fensterreichen Fassade und dem transparenten, weithin durch die Nacht leuchtenden Zifferblatte war es ein vielfaches, stürmisches Menschenwogen. In langer Doppelreihe, mit der brennenden Laterne am Bock, standen die harrenden Fiaker. Immer noch rollten neue Wagen mit Fahrgästen heran. Straßen- und Schienenweg-Omnibusse, herrschaftliche Karossen und Mietstutschen entleerten sich vor der mächtigen Front. Immer großartiger ward das Gedränge. Kräftige Männergestalten in Uniform, mit dem Säbel an der Seite, dem steifen Soldatenkappe auf dem Kopfe sorgten für die Eindämmung der Menschenflut. Zahlreiche, leise Worte austauschende Gruppen übersluteten die tiefe, breite Auffahrt zur Seite des Riesenbaues. Vor der Ausgangstür aber bildeten die Wartenden allmählich Spalier, und fortan stand die Menge in gespannter Erwartung, der Dinge harrend.

Hier vorn an der Auffahrt, unweit der Rue de Rennes, am Bronzestatue der Straßenlaterne, standen Raoul und sein väterlicher Freund Moulinet. Die stetig anwachsende Doppelreihe der Harrenden erstreckte sich noch nicht bis zu ihnen, und sie konnten sich ungestört einem ruhigen Gedankenaustausch hingeben.

„Raoul,“ sagte Moulinet mit bewegter Stimme zu dem jungen Gefährten, „ich habe Dir Alles mitgeteilt, was die Vergangenheit Deines armen Vaters betrifft; Du darfst ihn lieben und achten als einen Ehrenmann, der sich nichts vorzuwerfen hat. Nur eines verschwiege ich Dir bis jetzt und das ist der Name des Mannes, den einst Dein Vater seinen Compagnon nannte, mit dem er Hand in Hand das Geschäft wieder emporbringen wollte. Auch dieser Mann ist im Grunde ein Ehrenmann, ich bürge Dir dafür. Es mag ihm, dem eiteln Selbstdarsteller, der aus der steten Mehrung seiner selbst erworbenen Reichthümer sich eine Ehre macht, willkommen gewesen sein, das Regiment im Geschäft allein weiterführen zu können; er mag auch entschlossen sein, nachdem er neun Jahre allein das Ruder gehandhabt und es dabei zu unerhört glänzenden Ergebnissen gebracht hat, Deinem Vater sein gutes Recht streitig zu machen, es ist das nach meinem Dafürhalten eine verzeihliche, geschäftsmännlich-menschliche Schwäche; einer sträflichen Handlung aber hat sich derselbe — das ist mein fester Glaube — gegen Deinen Vater nimmer schuldig gemacht. Versprich mir, Raoul, was auch geschehen, wozu sich Dein Vater, dessen Jähzorn ich fürchte, auch entschließen möge, im Verein mit mir Alles aufzubieten zu wollen, um einer Aergerniß erregenden Reibung zwischen den beiden ehemaligen Freunden vorzubeugen.“

„Und wenn Sie sich nun bezüglich des Mannes dennoch täuschten, wenn das dunkle Gerücht, dessen Sie selbst gegen mich erwähnten, begründet wäre?“

„Es ist grundlos. Ich selbst habe es lange für begründet gehalten; aber nach reiflicher Erwägung alles den Fall betreffenden Haupt- und Nebensächlichen, nach der schärfsten Beobachtung des Mannes, dem eine gewissenlose Klatschspitze das Unerhörte aufbürden wollte, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß in Betreff der Denunziation eine Verwechslung vorliegen muß, ist es mir leicht um's Herz geworden, denn der Mann ist wie Dein Vater mein Freund.“

„Bitte, sagen Sie mir seinen Namen,“ drängte der Jüngling.

„Und Du ertheilst mir das Versprechen?“

„Für den Fall seiner Unschuld, ja,“ betheuerte einschlagend Raoul.

„Nun denn, der Mann heißt... Ambroise Godard.“

Der Jüngling stand wie erstarrt. „Claire's Vater?“ stammelte er, seltzam ergriffen.

„Kein Anderer. Erträgst Du nun, weshalb ich sagte, es sei eine wunderbare Fügung des Himmels?“

„Claire's Vater?“ wiederholte Raoul. Und hinzu fügte er: „Das kann kein Verräther, kein gemeiner Denunziant sein... Sie hatten Recht, mir für seine Ehrenhaftigkeit zu bürgen. Ich danke Ihnen, mein Wohlthäter, mein Freund. Nun errathe ich auch, wer der Freund war, zu dessen Gunsten Sie einmal Herrn Godard mit Ihrer Demission drohen wollten.“

„Und ja einstweilen dem Vater nichts verrathen,“ warnte Moulinet. „Hätte Claire selber mitkommen können, ja dann... Aber kommt Zeit, kommt Rath. Lassen wir der Sache ihren natürlichen Lauf! Lobet die Bornesglut, dann dämpfen, dämpfen. Suche ja vor allen Dingen ihn bezüglich seiner Ansprüche herabzustimmen! Er hat einen mächtigen Bundesgenossen im feindlichen Lager. Muth, Muth, Raoul!“

Der Jüngling gedachte des Versprechens, das er der Geliebten für morgen ertheilt hatte; konnte er es nun wohl noch erfüllen? Ja sagte das Herz; Nein der Geist. Wiedersehen mußte er sie morgen um jeden Preis...

Ein Ausruf der Verwunderung, von Moulinet hervorgerufen, entriß ihn der Betrachtung. „Ei, ei,“ sagte Moulinet, von Raoul den Blick auf die gedrängt stehende, schon über ihren Stehplatz hinausgewachsene Menschenmaße gegenüber richtend; „da steht ja unser Freund Grosjean. Wen mag der hier erwarten? Oder hätte ihn bloß die Neugier hergetrieben? Gleichviel; treten wir etwas zurück, damit er

nicht nicht gewahre! Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

— Plötzlich durchlief die Menge ein dumpfes, über den Vorplatz sich fortplantzendes Gemurmel.

„Sie kommen, sie kommen!“ hieß es.

Todesstille lagerte sich über den Platz, und die Erwarteten kamen.

Im Schein der Gasflammen bewegte sich in regellosem Gemisch der Zug der Amnestirten herwärts.

Wilde Freudenrufe, herzzerreißende Beheulte, stürmisches Aufjauchzen, leises, heftiges Schluchzen... es war ein Wiedersehen zu Freud und Leid, das alle Saiten in der Menschenbrust zum Tönen brachte.

Moulinet musterte die Vorüberschreitenden scharf und ließ dabei seinen Freund Grosjean nicht aus den Augen. Auf einmal machte sich von allen Seiten ein heftiger Andrang geltend: die weiter Absteigenden wollten vorrücken, die Eingeklemmten sich Luft machen, hin und her wogend schoben sich die Massen unter einander, und, mit fortgerissen, befanden sich Moulinet und Raoul, als das Wogen aufgehört und die Doppelspalte sich wieder geordnet hatte, hinter dem Salonnomad.

„Ah, willkommen mein armer alter Vater Tesson,“ rief plötzlich Grosjean, auf dem der stehende Blick eines lichtblauen Augenpaares ruhte, indem er die Hand ausstreckte... „Und auch Sie, lieber Herr Cottin...“

Ungeklärt preßte Moulinet des Jünglings Arm. „Dein Vater,“ flüster er. „Still!“

Jacques Cottin war bei dem Anblick des Salonnomaden einer Bildsäule gleich stehen geblieben. Seine schwarzen Augen funkelten. Aber rasch raunte sein Gefährte ihm etwas zu, und Grosjean's Hand ergreifend, erwiderte Tesson: „Ich acceptire mit Vergnügen, mein Freund, denn ich habe einen ganz kannibalistischen Hunger... Im ersten besten Restaurant, nicht? Wir trinken auf unsere alte Freundschaft. Aber nur ja keinen großen Aufwand!“

Grosjean schien erst Luft zu haben, sich loszureißen. Allein der kleine, stämmige Gefährte ließ die Hand nicht fahren, nahm den Arm unter seinen, und nolens volens mußte sich Grosjean als Gelegenheitswirth entführen lassen.

Schnell trat Moulinet mit Raoul vor und sagte den alten Freund, der dem davonziehenden Paare folgen wollte, am Arm...

„Jacques!“

„François!“

Andere Worte fanden sie nicht. Es war ein Aufschluchzen... freudvoll und leidvoll zugleich...

Die Freunde umarmten sich. Und da stand Raoul mit überströmenden Augen und stammelte: „Vater, mein Vater!“

„Du, Raoul? Du, mein Sohn?“ rief Cottin, mit ausgebreiteten Armen sich zu ihm wendend. „An mein Herz, Junge!“ Und schon hielten sich Vater und Sohn innig umschlungen.

Doch es kam die Erinnerung, die herbe: andere geliebte Wesen noch hatte er einst verlassen... Und sich abwendend und mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, weinte er bitterlich.

Aber den Schmerz verdrängte der innere Groll wieder. Genug der Thränen, glücklich sind die Todten, und sein Sohn lebte...

Er richtete sich auf. In Alles, das Schlimmste, hatte er sich schließlich im Exil gefügt, wie hätte er nun, an der neuen Lebensetape, wieder im Vollgenuss der Freiheit, trotz alledem nicht zuversichtlich in die Zukunft schauen sollen?

„Zurück mit den Erinnerungen,“ sagte Moulinet, der den Gedankengang des Freundes errieth, „und den Blick heiter hinausgerichtet! Die Vergangenheit ist todt, es lebe die Zukunft!“

„Du hast Recht, Lieber,“ versetzte Cottin, indem er seinen und Raoul's Arm nahm. „Halten wir unsern Einzug! Ich muß Dir gestehen, bester François, daß mein Wagen ganz der alte geblieben ist, folglich...“

„So mag ich Dich reden hören,“ unterbrach ihn Moulinet lachend. „Du siehst das Stück rothe Hausfront dort neben der dritten Laterne? Das ist der Hasen, in den wir, uns zu erquicken, einlaufen wollen. Quartier ist schon bestellt. Eine Wohnung bezieht Du bis auf Weiteres in unserer Behausung zu Passy.“

„Guter, guter François,“ erwiderte Cottin herzlich, „wie soll ich Dir danken! Zeitlebens werde ich Dein dankbarer Schuldner bleiben. Was Du für Raoul, für mich gethan, mit unaussprechlichen Zügen steht es in meinem Herzen.“

„Es war meine Freundes- und Menschenpflicht,“ bemerkte Moulinet. „An meiner Stelle hättest Du dem Freunde gegenüber nicht anders gehandelt. Raoul soll in der Bahn, die er wandelt, unverdrossen vorwärts streben, mehr begehre ich zum Lohne nicht.“

„Nun sage mir geschwind, Verehrtester, wie es mit den theuren Deinen steht.“

„Alle sind, dem Himmel sei Dank, munter und wohl auf. Ich bin der glücklichste Gatte und Vater.“

Cottin erwiderte nichts. Er ging mit gesenktem Haupte und vor sich nieder stehend. Die wehmüthige Stimmung hatte wieder bei ihm die Oberhand gewonnen.

„Auch Du sollst wieder glücklich sein, Vater,“ sagte Raoul mit Hingebung; „ich gelobe es Dir.“

„Wir werden,“ ergänzte Moulinet, „das Versäumte auf der Glücksbahn nachholen. Doch nun zu Tische! Wir sind angelangt.“

(Fortsetzung folgt.)

Von den deutschen Niederlassungen am Kamerun.

(Bild S. 200.)

Im innersten Winkel der großen afrikanischen Bucht, dicht der Insel Fernando Po gegenüber, erhebt sich das 4620 Meter hohe vulkanische Kamerungebirge, welches im Jahre 1861 der verdienstvolle Richard Burton zuerst erklimmte. Am Fuße dieses mächtigen Gebirgsstockes, in der Amboisebucht, gründete im Jahre 1858 der Missionar Sack von der „Baptist Missionary Society“ die neue Missionsstation und Niederlassung „Victoria“, die sich eines verhältnismäßig gesunden Klimas erfreut.

Jetzt ist der Handel des Platzes von Bedeutung, und zwei hundert Häuser, die Firmen G. Doermann und Janssen & Thoma, sowie sechs bis sieben englische Häuser, sind daselbst etabliert, von denen jedoch die beiden deutschen allein die größere Hälfte des Geschäfts in Händen haben. Eine deutsche und eine englische Dampferlinie laufen den Platz allmonatlich an. Bisher übte eine größere Anzahl eingeborener Könige die Herrschaft über die gedachten Gebiete aus, welche jetzt auf deren ausdrückliches Ansuchen in deutsche Hände übergegangen ist.

Der jährliche Export der Produkte aus dem Kamerungebiet beläuft sich annähernd auf 800,000 Gallonen Palmöl, 12—15,000 Pfund Eisenblech, 8000 Centner Palmkerne. Dieser letztere Artikel ist erst seit kurzer Zeit an den Markt gebracht worden und dürfte sich in Zukunft bei dem beträchtlichen Quantum der bereits angehäuften Vorräthe bedeutend vermehren.

Wenn Ordnung und Gesetz, sowie Schutz für Leben und Eigentum eingeführt sind, können die zahlreichen Wasserarme und der obere Lauf der Flüsse dem Handel erschlossen werden. Die Kolonisation von Plantagen, für welche sich, namentlich was Anpflanzungen von Kakaos anlangt, das fruchtbare, ebenfalls deutsche Bimbogebiet ganz vorzüglich eignen dürfte, kann mit den eingeborenen Arbeitern, oder mit N'pongue und Batanga vom Gaboon, unternommen werden.

Auf das Eindringlichste muß dagegen gewarnt werden vor jedem Gedanken daran, daß dieses Gebiet etwa zur Ansiedlung von Auswanderern geeignet sei.

Das Klima ist für den deutschen Landarbeiter durchaus unzulänglich. Es wird die Aufgabe sein, die Neger zur Selbstthätigkeit und zur Arbeit zu erziehen und als Frucht der civilisatorischen Arbeit kann Wohlstand für die Unternehmer nicht ausbleiben.

Die Vortheile für Deutschland können vorläufig nur aus Handelsverbindungen erwachsen, vor allen Dingen in der Erzielung der bedürftigen Hinterlandes, welches für die Erzeugnisse deutscher Industrie neue Konsumenten liefern wird. Jedes der Handelsstationen an der Küste hat seine Faktorei, welche an der Küste und im Wasserläufen so weit vorgeschoben werden, wie dieselben für größerer Dampfer und Segler oder Boote und Kanoes fahrbar sind. Dort machen die Kaufleute Halt und erwarten die Produkte, welche ihnen von den Eingeborenen gebracht werden. Von dort aus haben sie die umliegenden Gebiete wie die Hinterlande zur Produktion angeregt. Diese wird schwächer, je entfernter die Landschaften sich befinden, weil schließlich der Transport minderwerthiger Erzeugnisse für die Eingeborenen nicht mehr lohnt, um so weniger, als die Bewohner aller zwischen den Produktions- und Abgabebereichen liegenden Distrikte von passirenden Gütern nach Kräften Abgabe erheben. Darum wird aus jenen Hinterländern bloß noch der gut bezahlte Rohstoff, aus den fernsten das kostbare Eisenblech gebracht.

Die Anlage und das Leben auf den Faktoreien hat im Allgemeinen denselben Anstrich. Man unterscheidet gewöhnlich die Hauptgebäude, den Aufenthalt der Europäer, und anliegende Nebengebäude, Vorrathskammern, Magazine und so weiter. Die Gebäude sind fast alle Parterrebauten, zumeist aus Brettern aufgeführt, haben meist überstehende Dächer, sind weiß gestrichen und oft von grünen Anpflanzungen umgeben. Fenster sind nicht vorhanden, sie sind eine große Seltenheit; farbige gestrichene Läden schließen die Fensteröffnungen oder Jalousien aus Bambusstäben.

Morgens gegen 1/6 Uhr läuten auf den verschiedenen Faktoreien die Glocken, welche die Leute unter Führung ihrer weißen Begleiter zur Arbeit rufen, die bis um 11 Uhr dauert, wo ein 1/4 stündige Pause eintritt. Um 6 Uhr Abends wird dann der Tagewerk beendigt.

Die Europäer genießen gegen 7 Uhr Morgens das Frühstück, bestehend aus Thee, Kaffee oder Chokolade; um 12 Uhr ein halbes Frühstück und 1/4 Uhr Abends die Hauptmahlzeit. Die Tafel ist besetzt mit Konjerven, mit Hühnern, Enten und dem Fleisch von Schafen.

Die Arbeitsleistung der Neger ist bei steter Aufsicht anerkannt werth, aber es ist ihnen eine unbezwingliche Sucht zum Schleiern eigen, welche selbst zweihundert und mehr Hiebe mit der Peitsche, der aus Flußpferdhaut verfertigten Peitsche, für jeden erwiesenen Fall nicht zu unterdrücken vermögen.

Die auf den Faktoreien lebenden Neger wohnen in einem kleinen Hüttenviertel bei der Faktorei. Eine solche aus dünnem Flechtwerk hergestellte Hütte nennt man Tchimbel.

Sonst wohnen die Neger in Dörfern, meist an den Flußufern, die je ihren Häuptling haben, nach dem sie benannt sind. Zu beiden größten Ortschaften sind Acquatown und Belltown. Auch die große Zahl der Sklaven, welche aus dem Innern hingekarrt werden, ist die Kamerunstraße sehr stark gemischt. Selbst die Abkömmlinge sind davon nicht unberührt geblieben. Vollständig weiß soll nur die Vellfamilie sein, während der mächtige König von Acqua sehr gemischten Blutes ist. Letzterer Umstand dient dazu, die Macht der Acqua zu erhöhen, da die Sklaven aus diesem Grunde auf keiner Seite stehen.

Die Ortschaften der Kameruneger unterscheiden sich vortreflich von denen einzelner Stämme an der Goldküste; die Häuser haben ein zierliches Ansehen, Wände wie Dach sind aus einem festen Gerüst von Weidenzweigen und Weidenpalmen und aus Lehm hergestellt; den Unterbau bildet ein etwa 1 Meter hoher Keller. Fenster fehlen in der Regel, nur die Thüröffnung eröffnet den Raum, den der Neger allein zum Schlafen benutzte, da er den Tag auf der Straße, im Schatten eines Mangobaumes lagert und verträumt.

In und vor dem Hause herrscht die größte Keuschheit. Man findet man vier bis fünf Hütten in einer Reihe vereinigt, die das Besitztum eines Familienhauptes ausmachen. Solche Reihen liegen meist in einer großen Bananenplantage und machen in ihrer Vereinigung ein Dorf oder eine Stadt aus. Kotos- und Cokpalmen erheben sich zahlreich über die Bananen und breiten ihren

Hederblätter über die Hüften, während schattige Mangobäume auf den breiten Plätzen vor den Häusern den faulenzenden Regern angenehme Ruheplätze auch unter den stehenden Strahlen der Mittagssonne bieten.

Von den Hausthieren werden am häufigsten Ziegen gezüchtet, selten sieht man Kinder, Schweine und Schafe. Die spitzköpfigen, glatthaarigen Hunde werden ebenfalls zum Verspeisen gezüchtet, ihr Fleisch ist sehr beliebt. Von Vögeln kommen vor Hühner und Enten.

Ueber die Kunstfertigkeit der Kameruneger läßt sich wenig sagen. Diese Vürchen sind grenzenlos träge Kreaturen und zu faul zu irgend welcher Arbeit. Die Frauen fertigen Kochtöpfe aus dem Schlamm des Flusses an, die sie ganz geschickt aus freier Hand formen. Nachdem die Töpfe an der Sonne genügend getrocknet sind, werden sie gebrannt. Von den Männern werden außer den Kanoes einiges Holzgeräth, Schüsseln, Kessel und dergleichen geschmitten. Als Schmucke benutzen sie Bitter, die aus geschliffenen Palmstielen gemacht sind.

Die Kleidung ist sehr einfach, selbst die vornehmsten und reichsten Oelbändler tragen nur ein schmales Stück Zeug um die Hüften. Ausnahmsweise, bei feierlichen Gelegenheiten, sieht man die Kerle freilich auch aufgezupft mit englischen rothen Uniformen, in Leibröcken (ohne Hosen) und goldbestickten Bedientenröcken, auch mit verschiedenen Kopfbedeckungen ohne weitere Kleidungsstücke, sogar auch als größte Auszeichnung eine Pithelhaube — aber den Adler nach hinten.

Die Weiber gehen gekleidet wie die Männer, kleine Kinder vollständig nackt.

R. O.

Das Lotto (kleine Zahlenlotterie) in Wien.

(Wien S. 196.)

Die Nationalökonomien streiten gegen die kleine Zahlenlotterie, die Regierungen, welche die Einnahme bedürfen, sind dafür; in diesem Kampfe schlagen sich sogar die kleinen Leute, welche von den Nationalökonomien in Schutz genommen werden, nicht auf Seite ihrer Beschützer, sondern auf Seite der Lotteristen. Das kleine Volk, welches mittelst der Kreuzer einen sogenannten „Glückstraum“, das Verschmelzen in einem zu erwartenden Treffer erkaufte, will seine Freude haben, eine außerordentliche Geistes- und Gemüthsbebung, es will sich einer unsichtbaren großen Macht näher fühlen und sogar die Geheimnisse Fortuna's wie aller Geldmächte ergründen! Nehmen wir die Verhältnisse einmal, wie sie noch in Oesterreich sind, so hält eine große Zahl kleiner Leute immerhin noch, gleich den alten Ägyptern, auf Träume, und seitdem es dem Joseph in Ägypten so gut mit Traumdeuten erging, schämen die Anhänger der Lotterie kein Buch höher als das „ägyptische Traumbuch“, welches unter oder über jeder Zahl der 90, welche man „setzen kann“, die Waage, Katze, das Kind und den Handschuh, kurz jedes Ding im Abbilde aufweist, welches die Nummer hat. Jeder Traum wird somit in Nummern umgewandelt. Auch die „Planeten“ spielen in der Vorgeschichte, ehe man setzt, eine Rolle; Monat, Tag, Stunde, Jahresregent am Himmel, ein ganzer astrologischer Apparat leitet zu den Nummern, welche das Glück bringen. Der Glücksbeutel ist auch eine Art Vorspiel zum Spiel, ebenso die freie Wahl jener „schönen Nummern“, welche der „Kollektant“ (Lotterieladenbesitzer) an seiner Tafel in Zetteln auszuhängen weiß. Jung und Alt, Männer und Weiber erfahren den entscheidenden Tag. Eine kleine Anzahl derselben besetzt sich sogar mit Mathematik und der Berechnung, was „kommen muß“! Ist einmal die heißersehnte Entscheidungssunde da, in der Regel eine abendliche, so drängen sich ungeduldsvolle Reugierige zum aufregenden Schauspiel, wie die Loose kommen. Auf einer erhöhten Tribüne in einem alten Raume sitzt die „Kommission“, aus Beamten verschiedener Zweige zusammengesetzt, welche zuerst die 90 Nummern Allen erst sichtlich einzählen und in ein trommelartiges Gefäß werfen läßt; das ist das Glücksrad, welches an einer Achse schwebt und von einem Diener mehrmals gedreht wird. Hierauf tritt der Waisenknecht hinzu. Er ist in ein Ueberkleid gehüllt, welches jedes Geheimniß ausschließt und namentlich den Unterarm seiner Rechten frei hält. Er, als die personifizierte Unglück, greift in das Rad und mittelst seiner Hand ist sofort entschieden. Ein Beamter liest die ihm eingehändigte Nummer ab, ein zweiter, dritter kontrollirt sie. So geschieht es fünfmal; man kann also „Solo“, „Ambo“, „Terno“, „Quatemo“ und „Quinterno“ gewinnen. Die zwei letzten Fälle sind Ereignisse. Die Menge eilt, die Kunde in alle Stadtgegenden zu bringen, die Kollektanten schreiben sie auf die Tafeln. — Wie viel Freude oder Enttäuschung! — Letzteres wohl am meisten, aber ein interessantes Bild namentlich für den Fremden ist das Wiener Lotterieleben, echtes, buntes, bewegtes Volksleben.



Das Polarlicht.

Die neuesten Untersuchungen über das Polarlicht und die elektrischen Erdströme haben zu einem sehr interessanten Resultat bezüglich des innern Zusammenhangs beider Arten von Erscheinungen geführt. Es ist bekannt, daß Nordenskjöld nach Beendigung seiner berühmten Vegaexpedition, und nachdem er die Nordlichterscheinungen auf arktischen Ueberwinterungen in Grönland, Spitzbergen, Nordeuropa und an der Behringstraße eingehend studirt hatte, unter Zuhilfenahme aller in der Polarliteratur enthaltenen Nachrichten über die Nordlichter zur Aufstellung einer bestimmten Theorie gelangte. Er behauptete, daß die Erde, selbst während der Minimumjahre für die Nordlichter, mit einem beinahe beständigen, einfachen, kuppeligen oder vielfachen Lichtkranz geschmückt ist, dessen innere Ränder während des Winters 1878-79 gewöhnlich eine Höhe über der Erdoberfläche von ungefähr 0,03 Erdradien hatte und dessen Mittelpunkt etwas unter der Erdoberfläche, ein Stück nördlich von

dem magnetischen Pol, gelegen war, und welcher, mit einem Durchmesser von ungefähr 0,32 Erdradien, sich in einer Ebene senkrecht gegen den den Mittelpunkt des Lichtkranzes treffenden Erdradius ausbreitete. Als Bezeichnung für dieses kreisförmige Nordlicht schlug Nordenskjöld den Namen Nordlichtglorie vor. Die Nordlichtglorie befindet sich demnach etwa 26 deutsche Meilen über der Erdoberfläche und hat einen etwa elfmal so großen Durchmesser, nämlich 275 deutsche Meilen. Wegen der bekannten Beziehungen der Nordlichtstrahlen zu dem einen magnetischen Pol der Erde könnte man annehmen, daß der letztere, der sich in der Nähe der Melvilleinsel im Norden von Amerika befindet, zugleich auch der Mittelpunkt der Nordlichtglorie sei. Aber die zuverlässigsten Angaben über Nordlichtbeobachtungen, welche Nordenskjöld zugänglich waren, zeigten mit Bestimmtheit, daß der Mittelpunkt für die am häufigsten vorkommenden Nordlichtbogen nicht an dem magnetischen Pole liegt, sondern an einem dem Nordpole näher gelegenen Punkte, für welchen Nordenskjöld bis auf Weiteres die Lage zu 81 Grad nördlicher Breite und 80 Grad westlicher Länge annahm. Um Verwechslungen vorzubeugen, nannte er diesen Punkt den Nordlichtpol. Dieser Nordlichtpol liegt hiernach in der Nähe des Schauplatzes der Thätigkeit der kürzlich gerichteten Nordpolarexpedition unter Greely. Inzwischen war Professor S. Lemström, der Führer der letzten finnländischen Polarexpedition, auf Grund seiner bereits im Jahre 1868 und 1871 begonnenen Studien über die Natur des Nordlichts dazu gelangt, hoch oben in Lappland eine Reihe von Experimenten vorzunehmen, welche darin bestanden, künstlich Nordlichter zu erzeugen, indem er einige isolirte Berggipfel mit einem Systeme von Bligableitern versah. Es gelang ihm in der That, durch diese Art der elektrischen Armirung sowohl Nordlichtschein als auch Nordlichtstrahlen hervorzurufen. Diese Versuche, welche bis vor wenigen Monaten fortgesetzt worden sind, führten Lemström dahin, folgende Thesen aufzustellen: „Das Polarlicht, dessen Ursprung so lange Zeit ein Räthsel war, wird durch eine elektrische Strömung in der Luft erzeugt. Durch die von der finnländischen Polarexpedition angewandte Methode sind sowohl Messungen, als auch wissenschaftliche Untersuchungen möglich. Die von dieser Expedition angewandten elektrischen Armirungsapparate haben sehr oft eine Lichterscheinung hervorgebracht, welche das Spektrum des Polarlichts besaß. Unter sehr günstigen Umständen zeigte sich das Phänomen in Gestalt von Polarlichtstrahlen oberhalb der Apparate. Mit Anwendung einer hölzernen Elektrifizierungsmaschine kann die Lichterscheinung unter günstigen Umständen hervorgerufen und, wenn sie bereits existirt, noch beträchtlich verstärkt werden.“ Es ist durch diese Arbeiten eine zweifelsfreie Methode geschaffen, sowohl die Stärke, als auch alle übrigen Variationen der Erdströme zu bestimmen. Das Interessanteste ist, daß Professor Lemström bei seinen Versuchen die Thatsache festgestellt zu haben glaubt, daß sich entsprechend der hoch in der Luft schwebenden Nordenskjöld'schen Nordlichtglorie auf der Nordhälfte der Erde ein Gürtel von elektrischen Erdströmungen befindet, welche starker und veränderlicher sind, als die Strömung nördlich oder südlich von diesem Gürtel. Die nördliche Grenze desselben scheint sich in Lappland, etwa auf dem achtundsechzigsten Grad nördlicher Breite, zu befinden.

Besoldungen in früherer Zeit.

Der Lohn für geistige Arbeit im sechzehnten Jahrhundert wird dem Leser ein außerordentlich geringer dünken, wenn wir folgende Thatsachen anführen: Calvin bezog als Professor an der Universität Strassburg (1538 bis 1541) einen jährlichen Gehalt von achtzig Gulden und einige Häßer Wein. Franz Lambert, der an der Wittenberger Universität im Jahre 1515 sein berühmtes Kolleg über das Evangelium des Lucas las, erhielt von jedem Zuhörer ein Honorar von zwölf Groschen pro Semester. In Wien kostete um dieselbe Zeit eine Vorlesung über Philosophie pro Semester gar nur vier Groschen. Der ebenfalls an der Universität zu Wittenberg angestellte Professor Richard Crocus war gezwungen, sein Kolleg über griechische Sprache gratis zu lesen, um nur Zuhörer zu bekommen, was übrigens heutzutage auch nicht selten der Fall ist. Kurfürst Friedrich der Weise beschenkte ihn dafür zur Aufmunterung am Schlusse jedes Semesters mit fünf Dukaten, worüber Richard Crocus so erfreut war, daß er auf die Freigebigkeit seines Gönners ein großes Loblied dichtete. Und doch werden diese Summen nicht so unbedeutend erscheinen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise der zuletzt genannte Betrag von fünf Dukaten, im Verhältnis zu dem Geldwerth in jener Zeit, heute die Summe von etwa sechshundert Mark repräsentiren würde.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 179:

Insuforien.

Somonyme.

Wenn es auf der Gasse schreit,
Weid' es, dich hinzu zu wagen;
Wenn man es beim Wahl dir deut,
Dann laß weidlich dir's behagen.

Auflösung der Charade Seite 179:

Grüesgram.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. G. Maurer in Memel. Wenn Sie das Faß mit Wein nicht gefüllt halten, muß sich bei längerem Lagern sehr bald Rahm bilden, wodurch der Wein allmählig total verdorben wird. Da hilft zuerst Durchschleifen und Abgießen.

Hrn. P. Beuren in Bonn. Vielleicht durch das Werkchen: „Die Gesundheitspflege der ruhenden Haushälter“ von Abteiner. Leipzig, Scholke.

Hrn. C. S. in Hannover. Sie wenden sich am besten mit dieser Frage an die Redaktion der „Chemikerzeitung“ in Aden oder an die „Industrieblätter“ in Berlin.

Hrn. J. W. M. in Göttingen. Zeichnung ganz hübsch, für „Illustrirte Welt“ jedoch nicht verwendbar.

Hrn. G. M. in Chicago. Der Direktor des königlichen Nationalmuseums in München ist Dr. J. H. von Hefner-Altenest. Wegen Nürnberg wenden Sie sich an den Direktor des dortigen Germanischen Museums, Dr. A. Effenwein.

Hrn. J. W. in Darmen. „Spectatum veniunt, veniunt spectantur ut ipso“ heißt es lateinisch und ist aus Ovid's „Ars amandi“ — es heißt: „Zum Schauen kommen die Frauen, und kommen, um selbst geschaut zu werden.“

C. Red in Heydänischen. Durch sorgfältige Reinigung des Aufstehortes und gutes Futter. Uebrigens dürfte über diese Fragen ein Fachjournal wie die „Gefiederte Welt“, herausgegeben von C. Rüß, Berlin, eingehendere Auskunft geben können.

Frau Sabette Struh in Baden-Baden. Eine neue und gute Biographie der medlenburgischen Prinzessin Helene (Herzogin von Orleans) ist von Ludwig Brunier (Norddeutscher, Fischer).

Frau Marianne Blau in Berlin. Das Fallen des schweren Nebels ist ja eine genügende Erklärung für die Aufklärung des Wetters. Wäre er in die Höhe gestiegen, hätte er das Sonnenlicht abgehalten.

Wichtige Vögelungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hrn. Pauline Verthold, München; Rosine Wihlidal, Prag; Pauline Wittkower, Berlin; Elise Handel, Stuttgart; Amalie Winter, Kassel; Emma Genter, Gera; Erna Hork, Regal; Antonie Blume, Breslau; Hrn. G. Brandes, Stedersdorf; F. Schäfer, Stuttgart; W. Rühlsam, Homburg; D. Kammerer, Breslau; J. Wandreit, Amsterd.; J. Edler, Bremen; F. Wolfong, Mainz.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. A. A. in O. Auf die Anfrage, betreffend den Nachweis, ob Speisein Granspan enthalten, geht uns von sachmännischer Seite folgende Mittheilung zu: Am einfachsten und sichersten findet man selbst die geringsten Spuren von Granspan in Speise, wenn man in die Speise eine recht laubere gepulverte eiserne Messerlinge hineinsetzt und dieselbe einige Stunden darin läßt. Die geringste Spur von Granspan setzt an dem blanken Eisen einen kupferfarbenen Ueberzug an. Sollte die Speise sehr feil sein, so empfiehlt es sich, dieselbe durch Zusatz von Wasser etwas dünner zu machen.

Frau Th. in M. Die kleinen weichen Würmchen werden am sichersten durch Anwendung von Einreibungen mittelst Seifenwasser und gleichzeitiger Anwendung milder Abführmittel, wenn längere Zeit hindurch in Gebrauch gezogen, beseitigt. Bei Kindern ist für alle Fälle, da der Grad der Entleerungen kontrollirt werden muß, eine derartige Kur unter Leitung eines Arztes vorzunehmen.

Dr. St.

Anfragen.

15) Wie erhält man Chloroxyd (mit Zinkoxyd in Verbindung) zu einem weitergehenden Auftrieb. J. W. Gutsbesitzer in Rastau.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonitz in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochhäuser, Roman von Hans Wadenhausen. Fortsetzung. — Die Söhne Wilmars. — Die große Spekulation, Novelle von Karl Bed. Schlegel. — Die wettstreitenden Großhändler. — Karl IV. in Pisa, von Fr. B. — Einsprüche. — Auge um Auge, Erzählung von Friedrich Carl Petersen. Fortsetzung. — Von den deutschen Kriegerauszeichnungen am Kamerun, von H. O. — Das Lotto (kleine Zahlenlotterie) in Wien. — Aus Natur und Leben: Das Polarlicht; Besoldungen in früherer Zeit. — Bilderräthsel. — Somonyme. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Die wettstreitenden Großhändler. Gemälde von J. A. Reid. — Das Lotto (kleine Zahlenlotterie) in Wien. Originalzeichnung von W. Gröbler. — Karl IV. in Pisa. Zeichnung von Adolf Ziegler. — Grafen Herbert und Wilhelm Wilmars. — Bilder aus Kamerun, nach photographischen Aufnahmen. — Ein unerwartetes Hinderniß. Zeichnung von E. Z. Dadd.

Ausgezeichnetes musikalisches Unterrichtsbuch

aus dem Verlag der

Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht

auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser.

In vier vollständig ungarbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Preis der ersten Abtheilung, zweimalerlei Auflage, eleg. brosch. M. 2.50.

„zweiten Abtheilung, viermalerlei Auflage, eleg. brosch. M. 3. —

„dritten Abtheilung, zweite Auflage, elegant brosch. M. 3. —

„vierten Abtheilung, sechste Auflage, elegant brosch. M. 3. —

Das ganze Werk ist durch die vollständige Umarbeitung vom Seiten des Verfassers, wobei er alle seine seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, aufs Neue auf die Höhe der Zeit gestellt.

